

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

31

Die Beckeruhr.

(Mit einer Abbildung.)

I.

An einem schwülen Septemberabend, wenige Minuten vor sieben Uhr, fuhr eine Miethkutsche bei Nummer 67 in der Universitätsstraße vor.

Der Hausmeister, im Thore stehend, war beim Anblick des Reisenden freudig überrascht.

— Ach so! Herr de la Roche?

— Ja, ich, Hubert.

— Sind Sie glücklich gereist?

— Vollkommen.

— Wie doch sechs Monate schnell vergehen!

— Meine Abwesenheit, ich sehe es, hat dir nichts angethan.

— Oh! ich habe oft an den Herrn gedacht.

Indem Hubert mit dem Ankommenden sprach, half er dem Kutscher das Reisegepäck vom Wagen herunternehmen. Dann lohnte René den Wagenlenker ab und fügte noch ein gutes Trinkgeld bei. Die Droschke fuhr weg.

— Hier ist mein Schlüssel, sagte René de la Roche; laß mein Gepäck auf mein Zimmer bringen. Ich speise in der Stadt und werde erst gegen elf Uhr heimkehren.

— Jawohl, Herr René.

Der junge Mann entfernte sich in der Richtung der Deputirtenkammer, ging über die Brücke, dann über den Eintrachtplatz und verschwand in der Menge.

Hubert schaffte unverzüglich die Koffer des Reisenden in den zweiten Stock des Hauses, dessen Hut ihm anvertraut war, denn er wußte wohl, der Schlaupopf, daß ihm die Mühe reichlich vergolten würde, und so wäre es eine Thorheit gewesen, die Arbeit durch andere besorgen zu lassen.

Nach einer Abwesenheit von sechs Monaten, wie der alte Hausdiener seines Onkels soeben angedeutet, kam René de la Roche von Norwegen zurück. Als Botschafts-Attaché am Ministerium des Auswärtigen, war er in vertraulicher Angelegenheit nach einem Hof im

Norden gesandt worden und er hatte die Gelegenheit benutzt, um einen Urlaub von März bis September zu erlangen. Nun kam er nach Hause zurück. Wenn die Pünktlichkeit stets eine Tugend für die Könige bleibt, so ist sie auch die Haupteigenschaft eines Diplomaten: René hatte sich dessen erinnert.

Als selbständiger Besitzer eines hübschen Vermögens, konnte René ein sorgenfreies Leben führen; obendrein war der Bruder seiner Mutter, welcher ein kolettes Schloßchen in der Gegend von Mençon bewohnte, ein kinderloser Wittwer, sein einziger Verwandter. Außerdem war er gelehrt und machte eine sehr gute Figur in der Welt, wo ihn jedermann suchte. Somit konnte er sich glücklich schätzen, und er war es auch. Die in Scandinavien verbrachten sechs Monate hatten diese Anschauung in ihm nur befestigt. Als seiner Beobachter hatte er in fremdem Lande die Sitten und Gebräuche, besonders die mit ihm verkehrenden Personen in nächster Nähe beschauen wollen, und von seiner fernen Reise brachte er den tröstlichen Gedanken mit: Trotz einiger Verkehrtheiten hat Paris und Frankreich andere Nationen immerhin um nichts zu beneiden.

So kam er denn mit innerer Zufriedenheit in Frankreichs Hauptstadt zurück, um dort sein gemächliches Leben von früher wieder aufzunehmen. Einen herrlichen Sommer hatte er in den nördlichen Gegenden erlebt und in Paris, so verlockend für die Reichen der Erde, erwartete ihn ein Winter voll endloser Vergnügungen.

René de la Roche betrat seine Wohnung kurz vor Mitternacht, und er legte sich zu Bette. Die Bücher seiner elzevirischen Bibliothek schienen ihn zum nächtlichen Lesen einzuladen, wie er es früher gewohnt war; seine Lampe erhellte alle Winkel des Zimmers; ein gutes Holzfeuer prasselte im Ofen und die Wanduhr setzte ihr einförmiges Tictack bedächtig fort, wie vor seiner Abreise.

René blickte bewegt um sich; las aber nicht.

Fünf Minuten später war René in tiefen Schlaf versunken.

II.

Genau um fünf Uhr schreckte ein betäubendes Klingeln unsern Schläfer urplötzlich auf.

Feuer! rief er, aus dem Bette springend: vielleicht im Hause?... Hubert hat sich an meine Klingel gehängt. Ich komme! schrie er mit lauter Stimme.

In aller Eile schlug er seinen Nachtrock um sich und öffnete die Thüre, die brennende Kerze in der Hand.

Er sah und hörte Niemand im Hausgang, und die Klingelschnur war ruhig.

— Sonderbar! murmelte er; habe ich denn geträumt? Ich habe doch das Geräusch noch in den Ohren!

Er horchte, hörte aber nichts Ungewöhnliches. Er schloß die Thüre sanft zu und ging wieder in's Bett.

Täuschung! dachte er, indem er wieder einzuschlafen versuchte. Die Ermüdung der Reise...

Es war neun Uhr morgens, als René von selbst aufwachte. Die Glocken der Clotilden-Kirche riefen die Gläubigen zum Sonntags-Gottesdienst.

— Auf, Siebenschläfer! sprach der junge Mann zu sich selber. Gesagt, gethan: er stand auf und kleidete sich an.

An das Klingeln am frühen Morgen, das er gehört oder zu hören geglaubt hatte, dachte er nicht.

In der Kirche zu Sanct-Clotilden hörte er eine stille Messe an, wie er's seiner sterbenden Mutter versprochen hatte; den übrigen Tag verbrachte er in Besuchen bei einigen Freunden; Abends dinierte er bei einem derselben und lehrte spät in seine Wohnung zurück.

Punkt fünf Uhr morgens, zugleich mit dem Hahnengeschrei, wiederholte sich das lästige Klingeln vom vorhergehenden Tage. Diesmal hörte es René gut und deutlich: es war ein Wecker im Nebenzimmer.

„Da ist Neues reingekommen während meiner Abwesenheit, murmelte der Beamte des auswärtigen Ministeriums. Ich wohne hier seit fünf Jahren, und noch nie ist meine Ruhe gestört worden; jetzt ist das Haus einem Landstreicher preisgegeben, der mich um den Schlaf

bringt. Ich könnte gerade so ruhig im Hallenviertel wohnen! Allein so kann es nicht fortgehen, ich will heute morgen Hubert darüber sprechen. In Nachbargeschichten will ich mich nicht einlassen, nur soll der Nachbar auch ein anständiger Mensch sein, kein Gassenbube, der sich nicht aufzuführen weiß; es giebt Anstandsregeln, die der garstigste Mensch nicht verschmähen darf!“

Bevor René am morgen auf's Ministerium ging, betrat er die Stube des Hausmeisters. Hubert saß eben in seinem Fauteuil und las aufmerksam das halbe Duzend Zeitungen, auf welche die Hausmiether abonniert waren. Der Postbote hatte dieselben soeben gebracht.

— Was ich sagen will, Hubert, wer wohnt denn neben mir?

— Links oder rechts?

— Links.

— Herr Thomas Burseille.

— Ist der frisch angekommen?

— Seit Juli.

— Sei so gut und sage ihm, daß seine Weckeruhr mir den Schlaf verdirbt; er möge heute noch das Morgenrasseln einstellen.

— Jawohl, Herr René; aber...

— Du wagst nicht?

— Denken Sie nur, ein großer Gelehrter!

— Willst du Spaß machen?

— Ganz und gar nicht; es ist sehr ernst.

— Gelehrter hin oder her; ich will daß der Lärm aufhört.

— Herr Burseille steht früh auf.

— Ich höre es.

— Jeden Morgen um fünf Uhr geht er an die Arbeit.

— Dazu hat er das Recht.

— Um die Stunde nicht zu verschlafen, hat er einen Wecker.

— Morgen will ich das Geräusch nicht mehr hören, es macht mir Gänsehaut.

— Gewiß, das muß Ihnen lästig fallen; aber...

— Was aber?

— Er wird wohl nicht nachgeben wollen.

— Das gilt mir gleich. Er kann thun, wie er will, so lange er sich an anderen nicht vergreift. Sobald aber die Nachbarn darunter zu leiden haben, verliert dein Gelehrter jedes Recht. Also, wohlverstanden! richte den Auf-

trag aus, allerdings mit der Schonung, die seine Gelehrsamkeit verdient.

— Gott! Herr de la Roche, es wäre mir viel lieber, wenn Sie selbst Herrn Burseille besuchen wollten; ich bin so ungeschickt, er würde mich gleich vor die Thüre setzen.

— Möglich, versuch' es einmal; wenn es dir nicht gelingt, dann bin ich da. Steht der Mann allein?

— Augenblicklich ist bloß seine Haushälterin bei ihm, Frau Jozette.

— Nun denn, wenn du mit dem Herrn nichts zu thun haben willst, so sprich mit der Magd und gib ihr zu verstehen, daß ich die wunderbaren Grillen ihres Herrn nicht länger vertragen kann.

— Ich will es versuchen, werde aber wohl wenig Glück haben.

Am andern Morgen begann der Lärm auf's Neue.

— Jetzt muß es aufhören, knurrte René! Will der Mensch keinen Verstand gebrauchen, nun so...

Gegen neun Uhr stieg Herr de la Roche die Treppen herunter.

— Hast du den Auftrag ausgerichtet? rief er dem Hubert zu.

— Ich habe gestern Frau Jozette gesprochen.

— Und die...?

— Die hat mich aufgenommen wie der Jude ein Schwein aufnimmt.

— Und dann?

— Dann hat sie mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen, indem sie zischte, daß sie mit ihrem Herrn darüber sprechen werde.

— Gut, jetzt ist die Reihe an mir.

René stieg sofort die Treppe hinan und klingelte an der Thüre seines Nachbarns.

Frau Jozette öffnete eine Spanne weit.

— Ich möchte Herrn Thomas Burseille sprechen.

— Der Herr empfängt nur von zwei bis drei Uhr.

— Bitte, überbringen Sie ihm meine Visitenkarte mit der Meldung, daß ich bloß ein Wort zu sagen habe.

— Ich werde Herrn Burseille mittags sehen und ihm Ihren Wunsch übermitteln.

— Nein, jetzt gleich soll es geschehen.

— Unmöglich.

— Es muß.

— Unnützlich, mein Herr; ich habe ausdrücklichen Befehl.

René konnte nur mit großer Mühe seinen Zorn zurückhalten.

— So sei es denn, rief er laut, und kehrte der Haushälterin den Rücken.

Der Morgen kam ihm unendlich lang vor. Er ging nicht auf das Ministerium; denn man sah ihm die Aufregung an, und ein wahrer Diplomat soll undurchdringlich sein.

— So empfängt man mich! Nein, so behandelt man die Leute nicht. Du wirst mir's büßen, du famoser Gelehrter!

René speiste zu Mittag im gewohnten Restaurant; dabei überflog er fieberhaft einige Zeitungen, fand das Essen abscheulich und fuhr den Kellner mehrmals ungewöhnlich hart an. Dann machte er einen Spaziergang in den Champs-Elysées und um zwei Uhr zog er die Klingel des Herrn Burseille.

Frau Jozette öffnete mürrisch die Thüre und sprach das eine Wort: „Kommen Sie!“

Am andern Ende des Vorzimmers machte sie eine Thüre auf und meldete Herrn de la Roche.

René, ihr auf dem Fuße nachgehend, trat ein.

— Herr Burseille? frug er.

— Ich bin's, antwortete dieser, am Fenster stehend. Nehmen Sie gefälligst Platz; in einer Minute bin ich zu ihren Diensten.

Herr Burseille war am Durchlesen einer Denkschrift und blieb noch eine Weile an derselben Stelle stehen. Während Herr de la Roche flüchtig das Zimmer durchmusterte.

Es war das Arbeitszimmer eines Gelehrten: ein altmodischer Schreibtisch bildete das vornehmste Stück des Mobiliars; über und unter demselben lagen wahre Berge von Büchern und Schriftstücken in Unordnung umher. Ein völlig abgenutzter Teppich bedeckte den Fußboden; an den Wänden hingen einige rauch- und staubschwarze Bilder; der Lehnstuhl war mindestens hundertjährig. Der Hausherr hatte offenbar keinen Sinn für den modernen Komfort.

Herr Burseille, den René zu beobachten Muße hatte, zählte ungefähr sechzig Jahre:

ein Mann mittlerer Größe, dessen gutes Aussehen erkennen ließ, daß er vor dreißig Jahren überall gern gesehen sein mochte, da er auch jetzt noch, trotz seines ergrauten Haupthaars, viel Anzügliches hatte.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, sprach er endlich zu René, indem er sich auf seinen Fauteuil niederlegte, ich führe eine Arbeit zu Ende, welche für die Akademie der Wissenschaften bestimmt ist, und ich kann Ihnen bloß einige Augenblicke widmen.

— Ich werde möglichst kurz sein, mein Herr, erwiderte Herr de la Roche.

— Lassen Sie hören.

— Ihr Wecker stört jeden Morgen meine Nachtruhe, da unsere Wohnungen nur durch eine Wand getrennt sind, und ich möchte Sie bitten, eine Sperrfeder anzubringen.

— An meinen Wecker?

— Jawohl.

— Sie wollen ihn hindern, seine Pflicht zu thun?

— Darum möchte ich Sie bitten.

— Unmöglich, durchaus unmöglich....

— Wenn auch der Lärm den Nachbarn lästig ist?

— Zunächst weiß ich nicht, ob ich Nachbarn habe, und wenn ich es auch wüßte, so wäre mir äußerst wenig daran gelegen, da ich mit Niemandem verkehre.

— Sie denken bloß an sich selbst, wozu Sie übrigens das Recht haben; aber den Schlaf anderer zu stören, dazu haben Sie kein Recht.

— Ich schenke Ihnen diese Belehrungen.

— Es wird immer besser. Sind Sie denn allein auf der Welt?

— Den Wecker nicht mehr gebrauchen! Nein, mein Herr, daran denken Sie wohl nicht. Und meine Arbeiten, und mein Name? Am Morgen keimen und gedeihen alle großen Dinge, in der Stunde der Begeisterung und der großartigsten Entdeckungen. Fragen Sie Edison, wann er aufsteht, und er wird Ihnen sagen: „Wenn der Hahn kräht.“

— Wachen Sie meinetwegen die ganze Nacht, das kümmert mich nicht; die Störung meines Schlafes aber verbitte ich mir. Wenn Sie früh aufstehen, so gehe ich spät zu Bett und brauche die Morgenruhe.

— Das ist einfach eine schlechte Gewohnheit,

mein Herr; stehen Sie, wie ich, um fünf Uhr auf und gehen Sie schlafen um neun Uhr, das wird Ihrer Gesundheit zuträglich sein.

Bei diesen Worten stand Thomas Burseille auf, um den lästigen Menschen zu verabschieden. Indem René sich ebenfalls erhob und auf die Thüre losging, erwiderte er:

— So wird denn Ihr Wecker morgen auch wieder läuten?

— Gewiß.

— Adieu, mein Herr!

René zog sich zurück, wuthichnauend:

„Warte nur, du gelehrter Bechler! Wenn du dich so auf das hohe Ross setzt, wollen wir sehen, wer zuerst die Segel streicht. Du legst dich um neun Uhr zu Bett, wir wollen sehen, ob nicht dein erster Traum gestört wird. Der Letzte hat noch nicht geschlossen.“

III.

Den ganzen Abend hindurch war René äußerst schlecht gelaunt. Seit den drei Tagen, da er wieder in Paris war, schien ein böser Geist ihn fortwährend zu verfolgen, so daß er sich fast in die sechsmonatliche Verbannung zurückgewünscht hätte: ist er beschweden in die civilisirteste W. sthauptstadt gekommen, um solchen Verdruß zu haben? Er hätte gerade so gut bei den Lappländern bleiben können!

Er trat in ein Boulevard-Café ein. Nach dem Diner überflog er fieberhaft einige Zeitungen sowie auch mehrere illustrierte Zeitschriften, worin er wahrzunehmen glaubte, daß die Kunststecherei während seiner Abwesenheit wenig Fortschritte gemacht hatte. Ein vorübergehender Gast, der ihm unversehens auf den Fuß trat, hätte schier ein Duell mit ihm veranlaßt. Die neunte Stunde rückte näher, und René eilte in sichtlich Aufregung nach Hause.

— Man behauptet, die Musik mildere die Sitten, meinte er, indem er seinen Zimmerschlüssel aus der Tasche zog. Wir wollen sehen, was von diesem Axiom zu halten ist.

Hubert hatte im Zimmer die Lampe angezündet, das Feuer brannte. René dachte an nichts anderes, als an den Racheakt, den er auszuüben im Begriffe stand, an die Geltendmachung seines Rechtes, an seine um zwei Uhr Nachmittags mißkannte Würde.

Es war lange her, daß sein heßlingendes

Blasinstrument nicht mehr an die freie Luft gekommen. Früher war René ein guter Musiker gewesen, hatte aber seinen lieben Schulkameraden seit Jahren vernachlässigt; trotzdem glaubte er sich noch im Stande, eine Partitur abzulesen. Was sollte er aber für ein Stück wählen?

— Das erste ist das beste, sagte er, und nahm aus seiner Bibliothek den „Faust“ von Gounod.

Sein Auge durchging hastig zwei oder drei Seiten, und im Augenblick, wo die Uhr halb zehn schlug, ward die nächtliche Stille plötzlich unterbrochen durch das volkstümliche Musikstück:

Gloire immortelle de nos aïeux!

Nachher spielte René noch einige andere Stücke, wie L'air des Bijoux, le Chœur des Vieillards. Er hörte nicht eher auf, als die Glocke zehn Uhr schlug.

Der glückliche Musikfreund ließ sich nun laut lachend in seinem Lehnstuhl nieder. Er horchte und, als er hinter der Wand ein Knurren vernahm, wußte er, daß der Streich gelungen war.

Selbstbefriedigt legte er sich hierauf zu Bette und schlief bald den Schlaf der Gerechten.

Um fünf Uhr morgens begann die Weckeruhr ihr Klingeln von Neuem.

Herr de la Roche versuchte vergebens wieder einzuschlafen. Sein nächtliches Concert schwebte vor seinem Geiste.

— Meinen lieben Nachbar habe ich mit gleicher Münze ausbezahlt, und noch dazu sehr reichlich: sein Morgengeläute dauert kaum eine Minute, und mein Instrument hat ihm, eine halbe Stunde lang, gellende Töne in's Zimmer geschickt; ich bin ihm also nichts schuldig. Genugthuung habe ich allerdings; ist aber meine Handlung nicht tadelnswerth? Mein Gewissen scheint mir zu sagen, daß ich schlecht gehandelt habe. Warum soll ich den ehrlichen Nachbar hindern, sich nach seinem eigenen Gutdünken wecken zu lassen? Ist er nicht in seinem Recht? Ich höre ja auch jeden Morgen um fünf Uhr die schweren Wagen der Gärtner nach den Markthallen fahren. Das laute Sprechen der zur Arbeit gehenden Leute, die schallenden Stimmen der Gassenlehrer, und nie ist mir eingefallen, daß ich mich dagegen

beschweren sollte! Warum bin ich dann aber Herrn Burselle so auffällig? Ihm habe ich Unrecht angethan; denn er hindert mich nicht spät heimzukommen und schlafen zu gehen um welche Stunde ich will; er sagt auch nicht, daß mein Hin- und Hergehen auf meinem Zimmer nach Mitternacht seinen Schlaf stört. Wenn er vor Tagesanbruch aufsteht, so geschieht es der Arbeit wegen, und wenn ich spät zu Bette gehe, so thue ich es um des Vergnügens willen. Meine Handlung von gestern Abend bedaure ich daher aufrichtig und kann sie nicht rechtfertigen. Was wird man im Hause von mir denken? Andere Miether haben mich zum Teufel wünschen müssen, und mit Recht. In ihren Augen muß ich ein lächerlicher Mensch sein, und ich schäme mich vor mir selbst. — Was fällt mir ein? Sollte ich nicht zu meinem Onkel nach Alençon gehen und vierzehn Tage bei ihm zubringen? Das würde den dummen Streich von gestern Abend in Vergessenheit begraben und meinem Nachbar beweisen, daß die Musik nicht fortgesetzt wird.

René stand auf und bereitete seinen Reisekoffer. Gegen acht Uhr kam er herunter.

— Hubert, heute mittag verreise ich.

— Sie wollen uns schon wieder verlassen, Herr de la Roche?

— Auf vierzehn Tage, die ich bei meinem Oheim Delbonne in Alençon zubringen werde. Dorthin schickst du mir meine Post.

— Jawohl.

René begab sich auf's Ministerium und schrieb einen Brief an Seine Excellenz, um zu berichten, daß er nach dem Orne-Departement abreisen müsse, wo sein Onkel krank darnieder liege und ihn sprechen wolle. Zudem René diese zarte Lüge dem Papier anvertraute, stieg ihm die Schamröthe in's Gesicht — zum Beweis dafür, daß er noch kein vollendeter Diplomat war. Sodann ging er zum Dejeuner und einige Minuten vor zwölf Uhr kam er in einer Droschke vor seiner Wohnung angefahren. Hubert brachte ihm den Reisekoffer und schlug die Wagenthüre zu.

— Bahnhof Montparnasse, rief der Reisende dem Koffelenter zu, und drückte gleichzeitig dem alten Hubert die Hand.

— Adieu, Hubert!

— Auf Wiedersehen, Herr René!

Um sieben Uhr abends kam Herr de la Roche in Mençon an.

IV.

Herr Beit Delbonne schickte sich eben an zu Tische zu gehen, als die Thorglocke kräftig gezogen wurde.

— Oh! Oh! ein Besuch mit festem Handgelenk.

René wurde eingelassen.

— So! du bist es, lieber Nefte? Schon aus Norwegen zurück?

— Jawohl, Onkel, und ich wollte Sie überraschen.

Beide umarmten sich und traten dann in das Speisezimmer.

— Sie haben zwei Bedeckte auf dem Tisch, Onkel? Haben Sie mich denn erwartet?

— Ganz und gar nicht. Die Tochter eines alten Freundes wollte mir in der Einsamkeit Gesellschaft leisten. Sie verweilt einen Monat hier. Da kommt sie.

Genovefa, ein schlankes und hübsches Mädchen von kaum zwanzig Jahren, trat herein. Beim Anblick des Fremden wollte sie sich zurückziehen.

— Bleiben Sie nur, Genovefa, sprach Herr Delbonne, damit ich die Ehre habe, Ihnen meinen Nefen, Herrn René de la Roche, vorzustellen; er ist Botschafts-Attaché, hält sich bisweilen in Frankreich auf, augenblicklich in Mençon.

Der junge Mann verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

— Gehen wir zu Tisch, sagte Herr Delbonne, während der Diener ein drittes Gedeck hinlegte; heute Abend habe ich einen Wolfshunger.

— Und ich bin nicht appetitlos, lieber Onkel.

Dabei wurde aus Vergesslichkeit Genovefa nicht vorgestellt. Das Essen begann froh und freudig; Herr Delbonne wußte für die Unterhaltung zu sorgen, zumal er einen geistreichen Reisenden zur Hand hatte. René, witzig und lebhaft, erzählte ein Langes und Breites von den Sitten, Gebräuchen, guten und schlechten Eigenschaften eines jeden Volkes. Als seiner Beobachter ließ er manche Witze einfließen, die zur Heiterkeit stimmten. Trotz ihrer Bescheidenheit und Zurückhaltung nahm Genovefa den

noch Antheil am Gespräch und ließ dabei recht bedeutende Kenntnisse über Völkerkunde zu Tage treten.

Nach dem Essen war Herr Delbonne freudestrahlend. Alle gingen in den kleinen Salon.

— Mein lieber René, meinte der vortreffliche Onkel, wenn du gerne Musik hörst, so steht dir die gute und liebenswürdige Genovefa zu Diensten.

— Mit vielem Vergnügen werde ich ihr Beifall klatschen, versetzte Herr de la Roche.

— Herr Delbonne überschätzt ganz gewiß, mein Herr, mein musikalisches Talent; ich versuche bloß den Gedanken der Componisten wiederzugeben, ich fürchte aber, daß ich ihn bisher nur entstellt habe.

— Gut! davon glauben wir kein Wort, setzte der alte Rentier hinzu. Wohlan denn, liebes Kind, wir hören zu.

Genovefa spielte am Pianoforte einige herrliche Stücke mit so viel Sicherheit und Methode, daß Herr de la Roche und sein Oheim förmlich entzückt waren; ihre schöne und reine Stimme erhöhte noch die Begeisterung der Zuhörer.

Als René in vorgerückter Abendstunde sein Zimmer aufsuchte, währte er sich im siebenten Himmel. Am andern Morgen stand er spät auf, er hatte schlecht geschlafen: war die Musik Schuld daran gewesen, oder hatte er von demjenigen geträumt, die mit so perfektem Kunstsinne gespielt und gesungen hatte?

— Ein entzückendes Mädchen! sprach René beim Aufstehen zu sich selbst; welche eine Anmuth, und welche Haltung! Ein solches Geschöpf verdient geliebt zu werden. Wer sagt mir aber, daß meine Mühe nicht umsonst wäre? Genovefa ist vielleicht schon verlobt, und auf meinen ersten Antrag würde sie wahrscheinlich erwidern: „Zu spät! Mein Herz ist vergeben.“ Einen derartigen Korb kann ich mir nicht holen, nein. Wo hat sie doch nur mein Onkel kennen gelernt? Sie soll die Tochter eines seiner alten Freunde sein; das ist aber gar zu unbestimmt, und ich muß nähere Auskunft haben.

Beim Frühstück war René wieder, wie am gestrigen Abend, ein charmanter Tischgenosse; er zeigte eine hinreißende und betäubende Lebhaftigkeit, eine Munterkeit sonder Gleichen,

cht
zu
de-
on.
ff-
eht
zu
ei-
is,
ich
ten
ihn
ort,
nn,
err-
Ne-
eim
eine
Bu-
ein
ten
pät
ust
der-
nst-
ené
An-
Ge-
lagt
ire?
und
ahr-
ist
ich
nur
och-
ist
here
am
ffe;
leb-
hen,



Ich habe die Ehre, Ihnen meinen Reissen, Herrn René de la Roche, vorzustellen.

ohne jedoch gemein zu werden. Er hatte stets die sinnreichsten Antworten in Bereitschaft, und Genovefa schien sich recht zu amüsieren und Herr Delbonne gab ihm fortwährend rückhaltlosen Beifall.

Herr Delbonne mußte sodann geschäftshalber für eine Stunde ausgehen, und René blieb allein mit Genovefa.

Wie sehr ein Jüngling mit den Gebräuchen der Welt auch bekannt sein mag, überkommt ihn doch immer eine gewisse Verlegenheit, wenn er sich mit einem Mädchen allein befindet. René benahm sich daher ziemlich ungeschickt und linksich, um die beim Weggehen des Herrn Delbonne's gefallene Unterhaltung wieder aufzunehmen.

— Seit wann sind Sie hier, Fräulein?

— Schon seit vierzehn Tagen.

— Und Sie sollen, was für uns leider zu wenig ist, einen Monat hier bleiben, wie mein Onkel gesagt hat?

— Noch vierzehn Tage, und ich werde dieses gastfreundliche Haus verlassen.

— Ich möchte, daß Sie immer da wären.

— Warum das?

— Um Sie öfters zu treffen.

Genovefa wurde feuerroth bis auf das Augenweiß, antwortete aber nicht.

— Ich würde jede Woche die Reise von Paris nach Mençon machen, setzte René animiert bei, um Sie so herrlich singen und spielen zu hören, wie gestern Abend.

Genovefa stand auf und wollte gehen.

— Bleiben Sie nur, bitte, Fräulein. Ich verehere Sie vollkommen, und keines meiner Worte wird Sie im geringsten verletzen. In Ihrer Gegenwart empfinde ich eine ganz besondere Neigung zu Ihrer Person. Ich weiß nicht, wie ich das nennen soll, bin aber glücklich, es Ihnen mittheilen zu können.

— Sie sind allzu wohlwollend für mich, mein Herr, und Ihr Kompliment ist gar zu schmeichelhaft.

— Nein, es ist bloß der aufrichtige Ausdruck meines Gefühls. Verzeihen Sie mir diese Freimüthigkeit, Fräulein; sie kommt von Herzen.

— Danke bestens für die gute Meinung, die Sie von meinem musikalischen Talent haben, und ich werde mich bemühen, dieselbe noch besser zu verdienen.

Als Herr Delbonne zurückkam, fragte er, wer eine Spazierfahrt in den Wald mitmachen wolle.

— Ich, antwortete Genovefa.

— Ich stehe zu Diensten, lieber Onkel, fügte René hinzu.

— In einigen Minuten werden wir ausfahren.

Genovefa zog sich auf ihr Zimmer zurück, um ihrer Toilette noch einen Blick zu widmen, während der Onkel und sein Nefse im Garten auf- und abgingen.

— Was ich sagen will, René, wie findest du unser Landleben hier? frug Herr Delbonne. Ich finde es erträglicher als das geräuschvolle Pariser Leben.

— Besonders wenn ein reizendes Mädchen dessen Zierde ausmacht.

— Ah so! du sprichst von Genovefa.

— Gewiß, eine allerliebste Person!

— Wenn dem so ist, warum heirathest du sie nicht?

— Daran dachte ich; sie ist aber wohl von anderer Seite bereits . . .

— Genovefa hat noch freie Wahl. Wenn du aber auf ein großes Vermögen siehst, so gehst du fehl; begnügtst du dich hingegen mit einem hübschen Mittelmaß, so kannst du auf das liebe Kind reflektiren.

— Der Mitgift ziehe ich Herz und Geist vor.

— Lieber René, du bist kein Mann deiner Zeit, ich gebe dir aber hundertmal recht. Uebrigens bist du mein einziger Erbe, und der Geldsack, den du nach meinem Verscheiden finden wirst, wird nicht leicht in die Wage deines Geschickes fallen.

— Davon sprechen wir nicht.

— Doch, davon sprechen wir, da es sich um deine Zukunft handelt.

— Sie würden also, lieber Onkel, meine Heirath mit Fräulein Genovefa gerne sehen?

— Sehr gerne, gewiß. Das Mädchen kenne ich seit seiner Kindheit. Daß sein Vater mein alter Freund ist, habe ich dir schon gesagt; seine Einwilligung, da er alleinsteht, würde ich un schwer erwirken können.

— Müßte man nicht vorerst die Zustimmung Genovefa's haben?

— Erlaubst du mir, sie darum anzugehen?

— Ich wollte Sie eben bitten . . .

— Morgen wirst du die Antwort haben.

Inzwischen fuhr das leichte Sommer-Wägelchen vor; man stieg ein, und das Pferd trabte ab.

V.

Am andern Morgen, in aller Frühe, pochte René an die Thüre des Herrn Delbonne.

— Schon auf! rief ihm der alte Rentier entgegen.

— Ich hatte Eile, die Antwort .. zu hören.

— Genovefa willigt ein.

— O welch' einen Dank bin ich Ihnen nicht schuldig, lieber Onkel!

— Die Mühe war nicht sehr groß; auf die Frage, welche ich ganz einfach, ohne Umschweife gestellt habe, antwortete sie bloß mit „Ja“. Eine so bündige Antwort ist von guter Bedeutung.

— Tausend Dank! rief René, dem Onkel um den Hals fallend; ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich bin.

Der Tag gestaltete sich äußerst angenehm für die beiden Liebenden; sie unterhielten sich lange über ihr Vorhaben, über die Hoffnungen ihres künftigen Lebens, das so schön ist, wenn die Herzen einander verstehen, wenn die Seelen Schwestern sind. Ihr persönliches Vermögen, wenn auch nicht sehr bedeutend, werde ihnen doch gestatten, ihren Rang in der Welt zu behaupten, und nirgendwo ist das Leben so schön wie in Paris, vorausgesetzt daß es von allen materiellen Sorgen frei sei.

Die Woche ging rasch vorüber. Herr de la Roche machte seiner Genovefa unaufhörlich den Hof; er war voll Begeisterung für sie, und ihr Bild schwebte stets vor seinem Geiste.

Herr Delbonne lächelte: „Jugend, Jugend, warum dauerst du nicht ewig?“

Eines Abends, da der vortreffliche Oheim guter Laune war, wie immer, sprach er über Tische mit einem Male:

— Vergessen sie, theuerste Genovefa, daß Sie in zwei Tagen nach Paris zurückkehren müssen?

— Schon! rief das Mädchen aus. Dann, diese Offenherzigkeit gleichsam bereuend, fügte sie hinzu: Jawohl, mein Vater erwartet mich, und mit Freude werde ich ihn wiedersehen.

— Ich reise auch, ergänzte René.

— Nichts zwingt dich, mich jetzt schon zu verlassen, erwiderte Herr Delbonne; deine vierzehn Tage sind noch nicht herum.

— Was liegt daran, wenn unsere liebenswürdige Freundin uns verläßt.

— Das ahnte ich, versetzte Herr Delbonne. Deshalb werde ich Euch begleiten.

— Bravo! Onkel.

— Das muß ich aus mehrfachen Gründen: zunächst ist Genovefa einer Dame aus Mençon, die gerade in Paris gewesen, anvertraut worden, um hieher zu kommen; es ist also nicht mehr als billig, daß die Rückreise unter dem Schutze eines alten Freundes ihrer Familie geschieht. Dann habe ich dir versprochen, dich dem Vater deiner Braut selbst vorzustellen und in deinem Namen um ihre Hand zu werben, was ich in der Ferne nicht thun kann.

— Sie denken ja an alles.

— Dazu habe ich Zeit, und du hast doch auch nach deiner langen Reise daran gedacht zu kommen und deinen Onkel zu umarmen!

— Allerdings, vielleicht aber ohne das geringste Verdienst; ich muß Ihnen nämlich gestehen, daß meine Reise nach Mençon durch etwas ganz anderes veranlaßt war.

— Na! sprich.

— Ich habe als Nachbar, anscheinlich erst seit einigen Monaten, den lästigsten, eigenmächtigsten, häßlichsten Menschen der Welt.

— Wahrlich?

— Mein Zimmer stößt an das seinige, und jeden Morgen um fünf Uhr macht er einen Höllenlärm, der meinen Schlaf stört.

— Um diesem Lärm zu entgehen, bist du zu mir gekommen?

— Ich muß es bekennen.

— Jetzt weiß ich doch wenigstens, woran ich bin. Warum hast du aber den unbequemen Menschen nicht gebeten, weniger Lärm zu machen?

— Das habe ich sofort gethan, aber umsonst. Dann habe ich mich an ihm gerächt: Da ich nämlich wußte, daß er sich fast gleichzeitig mit der Sonne legt, so habe ich ihm, am Vorabend meiner Abreise, zwischen neun und zehn Uhr, mit dem Klapphörnchen eines aufgespielt, woran er sich lange erinnern wird. Indessen muß ich gleich sagen, daß ich den Borneusaubruch bedauert habe; denn der Mann ist ein

Gelehrter, der sich der Weckeruhr bedient, um regelmäßig in früher Morgenstunde an die Arbeit zu gehen; im Augenblick bereitet er für das „Institut der fünf Akademien“ ein Gutachten von großer Bedeutung vor.

— Und der Mann heißt? fragte Herr Delbonne.

— Thomas Burselle.

— Mein Vater! schrie Genovesa.

Herr Delbonne brach in ein schallendes Gelächter aus. René hingegen, bleich, bestürzt, konnte nur die drei Worte hervorbringen: „Ich bin verloren!“

— Da hast du, lieber René, einen schönen Streich gespielt, einen Schelmenstreich!... Und der gute Onkel lachte wieder aus vollem Halse.

— Mein Vater wird Ihren Racheakt vergessen, fügte Genovesa furchtsam hinzu, total verwirrt beim Anblick der tiefen Niedergeschlagenheit des jungen Mannes. Er ist gut, fuhr sie fort, und ich werde so lange in ihn dringen, bis er verziehen haben wird.

— Ich werde es nie wagen, ihm vor die Augen zu treten, stotterte der Botschafts-Attaché, ich würde ihm lächerlich vorkommen.

— Was fiel Dir aber auch ein, ein Klapphörnchen-Concert zu veranstalten für einen respektablen Nachbar, der nur ruhig zu schlafen verlangt?

— Mein Vater hat auch Unrecht gehabt, setzte Genovesa hinzu; sein Wecker stört den Schlaf aller Hausbewohner. Gleich bei unserm Einziehen haben sich mehrere Miether beklagt, und so war es überall: das tosende Morgen-geräusch bringt uns nur Unannehmlichkeiten!

— Wohlan denn! sprach Herr Delbonne, ich sehe um so klarer ein, daß meine Gegenwart zu Paris nothwendig ist, um alles auszugleichen. Wird es mir gelingen? Burselle ist zäh, zum Glück bin ich es aber auch, und er hat mir schließlich immer nachgegeben. Heute Abend will ich noch an Burselle schreiben, er solle für mich und Genovesa den Tisch decken. Unter dessen, theure Kinder, seid nicht verzagt.

VI.

Am bestimmten Tage, sechs Uhr Abends, stiegen unsere drei Reisenden am Bahnhofe Montparnasse aus. René ging im Restaurant

zu Nacht essen und ließ nachher durch Hubert seinem Oheim ein Zimmer zubereiten.

— Vollkommen! rief Thomas Burselle, als er um halb sieben Uhr Genovesa und Herrn Delbonne eintreten sah; nichts ist schwieriger und lobenswerther, als die Pünktlichkeit.

— Still, alter Zeitmesser! versetzte Herr Delbonne, ihn herzlich umarmend, und wenn der Zug Verspätung hat?

— Dann ist er im Fehler.

Genovesa, nachdem sie ihren Vater zärtlich geküßt hatte, wechselte ihre Kleidung und sah dann nach, ob auf dem Tisch alles in Ordnung war. Kurz darauf saßen alle beim Nachtessen.

Man sprach von der Reise, von der stehenden Kälte, die sich bereits fühlen ließ, von der Schönheit des verflossenen Monats, von den Promenaden im Walde, von den pittoresken Ausflügen in der Umgegend der Departements-Hauptstadt. Der Besuch des Herrn René de la Roche blieb aber sorgsam unerwähnt; man wollte nämlich nichts übereilen.

Das Essen war eine Weile beendet, als Genovesa unter dem Vorwand der Müdigkeit sich zurückzog, wie vereinbart worden war. Ihre Bitte schien dem Vater so natürlich, daß er seinem lieben Kinde sofort zustimmte. Die beiden Freunde blieben allein beisammen.

— Lieber Delbonne, sprach der alte Gelehrte, schon zwei Stunden bist du hier und ich habe dir noch nicht dafür gedankt, daß du selbst meine Tochter nach Paris zurückführen wolltest.

— Nie hat mir eine Reise besser zugesagt: du weißt, daß ich deine charmante Genovesa herzlich lieb habe und sie nie der Obhut eines andern anvertraut hätte. Warum läßt du sie nicht heirathen?

— Daran denkt Genovesa noch nicht.

— Das ist ein Einfall, den nur ein Gelehrter haben kann. Wie! Genovesa mit ihren neunzehn Jahren, ihrer Schönheit, ihren persönlichen Vorzügen, ihrer Mitgift, denkt nicht an's Heirathen! Weißt du denn nicht, daß von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren ein Mädchen stets an solche Dinge denkt.

— Mir bangt davor.

— Wahrlich! soll sie eine alte Jungfer bleiben?

— Das will ich nicht sagen.

— Wenn du einmal nicht mehr da bist, was soll sie anfangen, allein, ohne Familie, ohne Stütze?

— Du hast recht, aber schweige davon.

— Freund Thomas, als ich heute nach Paris fuhr, hatte ich einen zweifachen Zweck: einmal dir deine Tochter zurückbringen, dann um ihre Hand anhalten.

— Du bewirbst dich um Genovefa?

— Ja.

— Für . . . ?

— Meinen Neffen. Dachtest du, es wäre für mich?

— Ja, wahrlich.

— Wie dumm! Willst du denn aus meinem alten Gerippe noch einen Tochtermann heraus-schneiden?

— Heute Abend bin ich ganz verblendet.

— Ja, das scheint mir. Laß uns im Ernste sprechen: ich begehre die Hand deiner Tochter für meinen Neffen.

— Ja, aber ich kenne deinen Neffen nicht, und Genovefa kennt ihn auch nicht. Sollte ich die Person nicht sehen, bevor ich eine Antwort gebe?

— Theurer Bursaille, du hast meinen Neffen gesehen, und Genovefa hat ihn bei mir getroffen: zwischen beiden besteht kein Hinderniß, im Gegentheil.

— Wo wohnt dieser Neffe?

— In Paris.

— Er heißt?

— René de la Roche.

Thomas Bursaille suchte nach diesem Namen; bei welcher Gelegenheit war er ausgesprochen worden? Plötzlich stand er auf, ging an seinen Schreibtisch, durchwühlte die in letzter Zeit erhaltenen Visitenkarten, bot dann eine solche seinem Freunde dar, der ruhig dasaß und auf einen Wuthausbruch gefaßt war.

— Ja, wirklich, sagte er spöttisch lächelnd, ich kenne Herrn René de la Roche: vor vierzehn Tagen beehrte er mich mit seinem Besuche, und auf sein fleghaftes Ansinnen habe ich mit allen ihm schulbigen Ehrenbezeugungen geantwortet. Er ist mein Nachbar, der liebenswürdigste aller Nachbarn: wenn er Abends oder Nachts nach Hause kommt, nimmt er sein Klapphörnchen und bringt den Hausgenossen ein Ständchen, schöner als die Zigeuner es zu thun verstehen.

Herr Delbonne hörte unentwegt dem Spotte zu, ohne seine Gedanken durch irgend ein Zeichen zu erkennen zu geben.

— Ah! dieser Herr René de la Roche ist dein Neffe, fuhr Thomas Bursaille fort; ah! er hat meine Tochter gesehen und ist in sie verliebt. Ich bedaure, dieser Herr de la Roche wird mein Tochtermann nie sein.

— Gut gesprochen, alter Freund, erwiderte Herr Delbonne, und ich weiß nicht, ob ich an deiner Stelle anders gehandelt hätte als du.

— Du wirst wohl von seinem Benehmen nichts gewußt haben?

— Ich wußte davon.

— Und du hast ihn gewiß tüchtig ausgezankt?

— Da er den Streich lebhaft bedauerte und da er Paris auf vierzehn Tage verließ, um der Versuchung nicht abermals zu unterliegen, so habe ich auf meine Vorstellungen kein großes Gewicht gelegt; denn sobald er sein Unrecht einsah, konnte ich nur verzeihen.

— Sein Unrecht wird er blos deswegen bekannt haben, um es mit Genovefa nicht zu verderben!

— Er hat seine Unbesonnenheit eingestanden, ehe er wußte, daß Genovefa deine Tochter ist.

Bursaille's Zorn ließ ein wenig nach, und Herr Delbonne sprach mit größter Seelenruhe weiter:

— René hat dir gegenüber sehr schlecht gehandelt, er erkennt es selbst; es ist unbillig, den Schlaf eines Arbeiters, wie du einer bist, zu stören; er war freilich in seinem Zimmer und die Glocke hatte noch nicht zehn geschlagen; obgleich es ihm deshalb freistand, Musik zu machen nach Belieben, so gebe ich ihm doch nicht Recht: denn wollte ein jeder nach seinem Gutdünken handeln, als Egoist und Tyrann auftreten, so könnte man nicht mehr nebeneinander wohnen. Bist du nicht dieser Ansicht?

— Doch.

— Um halb zehn Uhr Abends stört er deine Ruhe mit seinem klangvollen Instrument, und um fünf Uhr morgens hindert ihn dein Wecker zu schlafen. Welches von beiden verdient den Vorzug?

— Das ist was anderes! Habe ich nicht das Recht, mich wecken zu lassen in meiner Wohnung, wie ich es für gut finde?

— Doch, wenn nur andere dadurch nicht belästigt werden. Da bist du in deine eigene Falle gerathen; wenn René Unrecht hat, so kann dir kein verständiger Mensch Recht geben. Was ist eigentlich geschehen? Herr de la Roche, Botschafts-Attaché, kam nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit nach Paris zurück, nimmt von der seit Jahren innegehabten Wohnung wieder Besitz und will einmal ruhig ausschlafen. Um fünf Uhr schreckt ihn dein Wecker auf, und aus ist es mit dem Schlafe. Jeden Morgen wiederholt sich dasselbe Geräusch, und da willst du, daß er sich nicht beklagt? Ist nicht er das Opfer deiner Tyrannei? Muß nicht er die Launen eines Gelehrten-Trozes ertragen? Hätte er nicht das Recht, dich zu verwünschen? Er thut es nicht, sondern begehrt dein Tochtermann zu werden.

— Den Lärm meiner Weckeruhr stelle ich nicht in Abrede.

— Zum großen Glück.

— Nur ist er mir nothwendig.

— Wenn auch die andern darunter leiden!

— Ich werde ihn fortgebrauchen.

— Da haben wir's! So sei es denn, behalte deine Weckeruhr und gib uns deine Tochter.

— Ich will darüber nachdenken.

— Vergebliche Mühe! Wie viel zählst du deiner Genovesa her? Sie hat Anspruch auf eine respectable Mitgift!

— Sie bekommt fünfzigtausend Francs.

— Aus einer Hand, und fünfzigtausend aus der andern, macht hunderttausend. Ich könnte mehr verlangen, begnüge mich aber mit wenigem. Verstehst du mich?

— Hunderttausend Francs! Dich kostet es nichts.

— Bitte, ich gebe meinem Neffen mein Besitzthum in der Avenue Rapp, damit er deine abscheuliche Weckeruhr nicht mehr hört, und obendrein dreihunderttausend Francs. Und jetzt, Alter, bist du zufrieden?

— Du machst mit mir was dir beliebt! Wenn ich bedenke, daß ich mein ganzes Leben lang von diesem Sonderling beeinflusst werde!

— Morgen Abend stelle ich dir Herrn de la Roche vor; in der nächsten Woche unterzeichnen wir den Ehevertrag und in einem Monat findet die Hochzeit statt.

— Geh mir weg! Du machst mich zum Narren!

— Also auf morgen! Gute Nacht!

Herr Delbonne drückte die Hand des Thomas Burselle und begab sich zu seinem Neffen.

— Und nun? frug der junge Mann erwartungsvoll.

— Morgen die offizielle Vorstellung, in acht Tagen der Vertrag und in einem Monat die Hochzeit.

— Angenehme Ueberraschung! Ungehofftes Glück! Damit werde ich mich an seinen Wecker gewöhnen können.

— Nein, denke nicht daran: du bekommst mein Haus in der Avenue Rapp.

— Theurer Onkel! Tausend Dank!

— Weil das Haus unterhalten werden muß, lege ich dreihunderttausend Franken bei.

Am folgenden Tag fand eine angenehme Versammlung beider Familien statt; René bat Herrn Burselle um Verzeihung, und der letztere seinerseits ging seinen künftigen Tochtermann um Nachsicht an; nach dem Essen umarmten sie sich wie alte Freunde. Genovesa, ob der glücklichen Wendung der Dinge entzückt, drückte Herrn Delbonne die Hände und sprach zu ihm; „Ihnen, theurer Herr, werde ich mein Glück zu verdanken haben.“

Einen Monat später feierten Herr René de la Roche und Fräulein Genovesa ihre Hochzeit in der Sanct-Clotildenkirche.

Das junge Paar zog dann in das liebliche Haus der Avenue Rapp; Herr Delbonne versprach seinen öftern Besuch, und er ist ein Mann, der sein Wort hält.

Thomas Burselle setzte sich mit jugendlichem Feuer wieder an die Arbeit; seine Kinder haben alle Mühe, ihn bisweilen davon zu trennen, und die Weckeruhr fährt fort, wie früher, jeden Morgen zu klingeln.

Sophronyme Loudier.

Das Schloßgespenst von Kermolek.

(Mit einer großen Abbildung.)

I.

Es war im Oktober 1853. Ich befand mich seit einigen Tagen in Paris, wo ich etwa einen Monat zu meinem Vergnügen verbringen wollte, und schlenderte in den Gallerien des Palais-Royal herum, als ich plötzlich vor einem

jungen Manne stand : er war von meinem Alter, dick, unterseht, härtig, mit lebhaftem und lustigem Blick. Er streckte mir die Hände entgegen : Bitte um Entschuldigung, wenn ich mich irre, sprach er ; sind Sie nicht einer meiner Mitschüler aus dem Jesuiten-Collegium in Freiburg ? Heißen Sie nicht . . .

Und er setzte meinen Namen hinzu, während ich mich zu erinnern suchte, wem das Gesicht mit dem dichten schwarzen Bart gehören möchte.

— Wie, fuhr er fort, Sie erkennen Ernst Dumoulin nicht mehr ?

— Ah ! du bist es ! rief ich aus, welch' eine Freude dich wieder zu sehen ! Und ich fiel ihm um den Hals.

— Was hast du während der zehn Jahre getrieben ? Ich glaube einmal gehört zu haben, daß du die Rechte studierst !

— Richtig, und in diesem Jahre bin ich zum ersten Male als Advokat in Straßburg aufgetreten. Und du ?

— Ich wohne in der Bretagne, wo ich mich etwas mit Landwirtschaft abgebe. Mein Vater, den ich vor zwei Jahren verloren, hat mir ein altes Schloß und ein paar Meierhöfe hinterlassen.

— Vielleicht das Schloß von Kermolek, wovon du manchmal gesprochen hast . . . ein Schloß, worin so seltsame Dinge passiert sein sollen . . . Bist du verheirathet ?

— Noch nicht. Und du ?

— Auch nicht.

— Vorerst, theurer Freund, etwas Wichtigeres : hast du gefrühstückt ?

— Nein.

— Dann gut, um so besser : wir gehen zusammen frühstücken.

Kurz darauf saßen wir im Restaurant des Petit Vefour vor zwei Duzend Aultern und einer Flasche Chabliswein, indem wir auf das Uebrige warteten, was mein alter Kamerad noch bestellt hatte. Während wir mit der Gabel arbeiteten, plauderten wir von unsern Studienjahren, unsern Lehrern und ihrer Vertreibung nach der Niederlage des Sonderbundes. Nach dem Essen frug mich Dumoulin :

— Amüsierst du dich zu Paris ?

— Nicht sonderlich, erwiderte ich ; ich kenne fast niemand und bereits bin ich all' des Lärmes und der Menschenmenge satt.

— Und ich bin übersatt. Weißt du was ? Komm, und bringe den Rest deiner Ferien bei mir zu.

Ich wollte mir die Sache überlegen, kam aber bald zu einem Entschluß. Am selben Abend kaufte ich mir ein Paar Jagdschuhe, und am andern Tage nahmen wir Platz in der Diligence nach Brest.

Als wir durch Laval fuhren, entdeckte ich eine neue Welt : es war nämlich Markttag, und in den Straßen wimmelte es von Bauern, die in Ziegenfellen mit dem Haar nach außen einhergingen. Wir befanden uns im Lande des Chouankrieges : zwei Stunden von Laval war es, wo im Jahre 1793 Jean Cottereau, mit dem Beinamen Chouan, die erste Bauernzusammenrottung gegen die Republik zustande brachte.

Einige Meilen jenseits Rennes erwartete uns der Knecht Dumoulin's mit einem Bread. In drei Stunden fuhren wir im Trab nach dem Schlosse Kermolek zwischen einem Wald und einem Teich gelegen.

II.

Beim Ausbruch der Revolution von 1789 gehörte das Landgut Kermolek seit undenklichen Zeiten einer adlichen Familie, deren Namen es trug. Das Besizthum bestand größtentheils aus Wald und öden Ländereien, deren Ertrag äußerst gering war ; das übrige war angepflanzt und etwa zwanzig Pachtböfen zugetheilt. Graf Guido von Kermolek wurde für den reichsten Edelmann in der Gegend gehalten. Er war Offizier gewesen ; hatte aber nach einem Zwist mit einem seiner Vorgesetzten den Militärstand verlassen und sich zu seiner Mutter auf das Schloß Kermolek zurückgezogen. Im Alter von fünfundvierzig Jahren hatte er eine Koufine geheirathet, die ihm zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, schenkte. Zur Zeit als die Ereignisse, welche ich erzählen will, eintraten, hatte der Sohn sechs Jahre, die Tochter fünf. Die alte Gräfin und ihre Schwiegertochter waren fromme und liebevolle Damen, die nicht nur den Armen Almosen austheilten, sondern auch die Kranken besuchten und überall in der Umgegend dem Elende abzuhelpen bestrebt waren. Graf Guido liebte seine Mutter und seine Gemahlin zärtlich, theilte

aber, zum größten Leidwesen derselben, ihre religiösen Ueberzeugungen nicht. Er hatte die Schriften der gottlosen Philosophen des 18. Jahrhunderts gelesen und daher seinen Glauben verloren. Gegen die vermeintlichen Vergehen und Mißbräuche des Königthums eingenommen und wegen erlittenen Unrechts gegen die Regierung aufgebracht, trat er anfangs als Parteigänger der Revolution auf; seine Begeisterung fiel aber, als er das Unheil sah, welches im Namen der Freiheit gestiftet wurde. Ueberall würden die Schlösser geplündert und in Brand gesteckt, und deren Bewohner verhaftet oder ermordet. Obgleich er auch selbst der Gefahr ausgesetzt war, wollte er dennoch nicht auswandern: er hoffte durch seine ruhige Haltung der Verfolgung entgehen und sein Landgut Kermolek retten zu können, während die Besitzthümer der emigrierten Edelmänner rings umher vom revolutionären Staate eingezogen wurden. „Am Bürgerkriege, sagte er, werde ich nie theilnehmen; wenn man mich aber angreift, werde ich mich zu vertheidigen wissen.“

Einst kam nächstlicherweile ein Trupp der Chouankrieger zum Schloß und begehrte Einlaß. Sie wollten einige Stunden ausruhen; einer von ihnen war verwundet. Graf Guido glaubte ihnen den Liebesdienst nicht verweigern zu sollen; was er an den Royalisten that, hätte er übrigens auch an den Republikanern gethan. Die beiden Gräfinnen wollten selbst die Wunde des Blessierten verbinden. Bei Anbruch des Tages verließen die Chouans das Schloß, wurden aber unterwegs von den „Blauen“ überrascht. Der Verwundete konnte nicht rasch genug fliehen und wurde getödtet. Beim Durchsuchen und Berauben der Leiche bemerkten die Republikaner auf der Leintwand des Verbandes ein gesticktes K und darüber eine Grafenkrone. Sofort ging das Gerücht, das Schloß Kermolek sei eine Zufluchtsstätte der Aufständischen, die sich dort allnächtlich versammelten, eine Menge Flinten und Pulver in den Schloßkellern versteckt hielten und mit Hilfe der Gräfinnen Kugeln goßen.

Am andern Tag kam ein Bauer gelaufen und meldete, daß mehrere hundert Revolutionäre sich näherten und nur von Plündern, Verbrennen und Niederstechen redeten. Graf

Guido hatte immer gesagt, daß er gegebenen Falls sein Leben bis auf's äußerste verteidigen würde, und er hielt Wort. Die Republikaner verloren zehn Todte unter den Fenstern, bevor es ihnen gelang, in das Schloß einzudringen. Der Graf wurde in seinem Zimmer massacrirt, und die ganze Dienerschaft ereilte dasselbe Schicksal. Kurz vor der Ankunft der Revolutionäre war die alte Gräfin mit ihrem kleinen Enkel ausgegangen, um auf einer etwa zwei Kilometer entfernten Farm eine Kranke zu besuchen. Ahnungslos kam sie zurück, wurde von den Wütherichen umringt und verhaftet. Die junge Gräfin war mit ihrer Tochter Anna spurlos verschwunden: niemand wußte was aus ihr geworden.

Die ehrwürdige Mutter des Grafen Guido wurde vom Revolutionsgericht zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Das Gut Kermolek wurde confiscirt und als Nationalgut verkauft. Der Anführer der revolutionären Bande, die das Schloß erstürmt hatte, erwarb es zu einem Spottpreis. Er hieß Hureuil und hatte sich noch den Beinamen Brutus zugelegt. Er stammte nicht aus der Gegend, niemand wußte woher er gekommen. Die Einen sagten er sei ein ausgesprungener Mönch; die Andern wollten wissen, daß er ein alter Galeerensträfling wäre. Er war nicht ungelehrt und hatte sich als blutdürstiger Club-Medner hervorgethan, flöhte aber allen ehrlichen Leuten, selbst vielen Republikanern, Abscheu und Schrecken ein.

Als neuer Besitzer des Schlosses Kermolek kam er zum frühern Gutsverwalter Migoret. Dieser war ein alter treuer Diener der Familie von Kermolek, besaß einiges Vermögen und bewohnte ein einzeln stehendes Häuschen, das eine Stunde vom Schloß entfernt lag. Infolge eines Jagdunfalles gelähmt, konnte er fast nicht mehr gehen und saß die ganze Zeit in einem Lehnstuhl, zärtlich gepflegt von seiner einzigen Tochter Luise, deren Gesichtszüge ihn an seine längst verstorbene Gattin erinnerten. Luise Migoret war fünf und zwanzig Jahre alt und ausnehmend schön: sie hatte nie heirathen wollen, um sich voll und ganz der Pflege ihres Vaters widmen zu können.

Als Taufkind der alten Gräfin, die auf dem Schaffot ihr Leben verloren, nahm sie den kleinen Raoul von Kermolek auf und vertrat

benen
digen
aner
bevor
ngen.
nfirt,
selbe
volu-
inen
zwei
zu be-
e von
t. Die
Kunna
e was

Guido
Tode
ermo-
at ver-
Bande,
arb es
ll und
gelegt.
emand
sagten
ndern
ntsch-
te sich
elhan,
vielen
n ein.
rmolek
igoret.
familie
en und
en, das
nfolge
er fast
Zeit in
seiner
age ihn
nerten.
ihre alt
rathen
e ihres

die auf
fie den
vertrat



Ich sagte jorden, daß ich lieber den Kampf gegen einen oder sogar gegen zehn wjrende Wölfe aufnehmen möchte, als nur eine Nacht im blauen Zimmer zubringen.

an ihm Mutterstelle; denn man wußte immer noch nicht, wo die Gräfin Guido hingekommen war. Anfänglich hatte man vermuthet, sie wäre mit ihrer Tochter auf einem Meierhof verborgen; da aber Wochen und Monate vergingen, ohne daß sogar die Rigoret's etwas von ihr erfuhren, gab man die Hoffnung auf, sie wiederzusehen.

Als Brutus Hureuil zum Vater Rigoret kam, fiel ihm sogleich die Schönheit seiner Tochter auf. Er war höflich und suchte sich einzuschmeicheln: er sei von vielen Leuten verleumdeter worden, er wolle doch nur die Menschen glücklich machen, nachdem sie gar zu lange von den Königen und Adligen unterdrückt gewesen; die Schreckensherrschaft sei eine Nothwendigkeit, um die Feinde der Republik zum Schweigen zu bringen, bald aber kommen bessere Zeiten und alle Franzosen werden dann die Wohlthaten der Revolution anerkennen. So sprach er häufig bei seinen öfteren Besuchen; denn unter dem Vorwand, Auskunft über sein Besitztum zu holen, kam er oft zu Rigoret.

Vater Rigoret, sprach er eines Tages, Ihr seid ein braver Mann, passirt aber für einen Freund der Aristokraten und der Chouans; da man jetzt in Folge der gegen die Republik angezettelten Verschwörungen mit doppelter Strenge gegen die Verdächtigen vorgehen muß, so seid Ihr in Gefahr, eines schönen Morgens arretirt zu werden. Ich kenne ein Mittel, in Sicherheit zu bleiben; es hat schon vielen anderen Glück gebracht. Gest der Republik ein Zeichen der Aufrichtigkeit, indem Ihr Eure Tochter an einen guten Republikaner verheirathet; dann habt Ihr nichts mehr zu fürchten."

Da der alte Verwalter stumm zuhörte, wandte sich der neue Schloßherr zu Luise: "Fräulein, hab er an, berücksichtigen Sie das Wohl Ihres Vaters, und gestatten Sie mir die Mittheilung, daß ich vom ersten Tage an Ihrer anmuthigen Person wohlgeneigt war: schenken Sie mir Ihre Hand, ich verspreche Sie glücklich zu machen."

Vater und Tochter wechselten einen verständnißreichen Blick, aus dem Ueberraschung und Entrüstung herauszulesen war. "Wie! Sie wagen es, tief schließlich Rigoret aus, und einen solchen Antrag zu machen! Meine Toch-

ter soll den Mörder unserer Herren heirathen, und ihn soll ich als Tochtermann haben! Nein, nie und nimmer! Tausendmal sterben, als diese Unehre!"

Hureuil verließ brummend das Haus. Einige Tage später wurde der alte Verwalter in Haft genommen, auf einen Karren geschoben und nach Rennes gefahren. Seine Tochter hatte umsonst gebeten, ihn begleiten zu dürfen; sie war in brutaler Weise zurückgestoßen worden. Allein am selben Abend vertraute sie den kleinen Raoul einer ehrbaren Bauernfamilie an und ging nach Rennes. Dort stellte sie um die Erlaubniß, die Gefangenschaft ihres Vaters zu theilen; man gewährte ihr nicht einmal den Trost, ihn sehen zu dürfen. Tage und Wochen vergingen, und Luise blieb ohne Nachricht von ihrem Vater; gerüchtweise erfuhr sie bloß, daß die Verhafteten massenweise in stinkenden Kerlern eingesperrt waren. Selbstverständlich war daher ihr Herz nur mit Schmerz erfüllt beim Gedanken an die Lage ihres leidenden Vaters. Stundenlang harrte sie täglich am Thore des Gefängnisses aus. Von Zeit zu Zeit sah sie Reihen von Unglücklichen heraustrreten, die zum Blutgerüst geführt wurden: unter ihnen waren Frauen und Greise. Vielleicht wird morgen, dachte sie mitunter, auch mein Vater dabei sein, und dieser Gedanke machte sie beinahe wahnsinnig. Als sie einmal Abends in's Haus kam, wo sie ein kleines Zimmer gemiethet hatte, übergab man ihr einen Zettel, auf dem sie las: "Noch ist es Zeit, Ihren Vater zu retten; haben Sie aber Eile und geben Sie der Republik das verlangte Unterpfand."

Ueber die Bedeutung dieses Briefchens konnte sich Luise nicht täuschen. Was anfangen? Die Frau von Brutus Hureuil werden? Wie aber andererseits das zur Rettung des Vaters nothwendige Opfer nicht bringen wollen? Sie erinnerte sich der Entrüstung, mit welcher ihr Vater den schändlichen Handel zurückgewiesen hatte; sie sah ihn aber auch im Geiste, wie er im Kerker schmachtete, wie er vor das Gericht und von dort zur Guillotine geschleppt wurde. Der Gedanke an die Rettung drängte schließlich jede andere Rücksicht abseits. Als sie am Morgen aufging, stand Hureuil auf derauer und erwartete sie; Luise ging geradewegs auf ihn

zu und sprach mit thränenersühter Stimme: "Ich will."

Am ersten Tage nach der Hochzeit verbreitete sich die Nachricht, Robespierre sei geflücht, die Schreckensherrschaft höre auf, die tausendweise eingesperrten Leute erlangen ihre Freiheit wieder. Was mußte da nicht in Luise's Seele vorgegangen sein? Kaum war sie die Frau von Brutus Hureuil geworden, so erfuhr sie, daß die Heirath nicht nothwendig gewesen wäre! Welch' eine Lage!

Rigoret war wegen seines leidenden Zustandes einer der ersten, den die Gefängnißwärter frei ließen. Seine Tochter erwartete ihn vor dem Thore mit einem Tragesessel. Bei ihrem Anblick stieß er ein Freudengeschrei aus und sank in ihre Arme. Sie ließ ihn in die Wirthschaft tragen, wo sie zwei Zimmer bestellt hatte. Nach den ersten Umarmungen fiel sie ihm zu Füßen und theilte ihm ihre Verheirathung mit. Das war ein Blitzschlag für den alten Verwalter: er richtete sich auf, stieß sie zurück und erklärte ihr, daß er sie nicht mehr für seine Tochter anerkenne, weil sie sein graues Haar entehrt hatte. Dann brach er plötzlich zusammen und — war todt.

Bei der Nachricht, daß Robespierre und seine vornehmsten Mitverbrecher enthauptet waren, nahm Hureuil die Flucht; da aber die meisten der alten Schreckensmänner, welche nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatten, strafflos ausgingen, kehrte er zu seiner Frau zurück. Sie zwang ihm das Versprechen ab, daß sie weder Kermolek noch Alleur (so hieß das kleine Besitztum Rigoret's) bewohnen würden. Er mienete ein Landhaus in der Nähe von Rennes und ließ die Politik ganz fahren; von der Habsucht geplagt, ließ er sich auf Getreide Spekulationen ein, sogar auf Heereslieferungen, und gewann in kurzer Zeit viel Geld.

Luise hat den kleinen Raoul in einem Pensionat zu Rennes untergebracht und besuchte ihn allwöchentlich. Der junge Kermolek wußte, mit wem sie zusammenleben mußte, bekam aber nie Gelegenheit, den Menschen zu sehen. Als er 17 Jahre alt war, engagierte er sich in ein Reiterregiment, machte mehrere Feldzüge Napoleons mit, und als er kaum zum Lieutenant befördert war, schlug ihm eine Kanonenkugel einen Fuß ab. Luise erfuhr dies durch einen

Brief aus Mainz, wohin er transportirt worden war. Sie reiste dorthin und pflegte ihn sorgsam, um so mehr, als sie keine Kinder hatte. Sobald sein Zustand das Reisen gestattete, brachte sie ihn nach der Bretagne zurück. In Rennes erfuhr sie, daß ihr Mann nach Kermolek übergesiedelt und dort beim Baden im Schlosteich ertrunken war. Kraft eines Testaments hinterließ er ihr sein ganzes Vermögen.

Luise war nicht einen einzigen Augenblick im Zweifel darüber, welchen Gebrauch sie aus der Hinterlassenschaft zu machen hatte. Dem Erben der Grafen von Kermolek stellte sie das väterliche Landgut zurück und fügte eine Geldsumme bei, die dem Ertrag gleichkam, welchen das Besitztum seit dem Erwerb desselben durch ihren Mann abgeworfen hatte. Den Rest von Hureuil's Vermögen gab sie den Armen. Raoul willigte in ihren großmüthigen Entschluß nur unter der Bedingung ein, daß Luise mit ihm das Schloß bewohnen würde. Die Zustimmung fiel ihr nicht schwer. Zwanzig Jahre lang leitete sie, wie eine zärtliche Mutter, den Haushalt des Grafen Raoul von Kermolek und starb im Jahre 1829. Ihr Andenken war in der ganzen Umgegend ein gelegnetes.

Anno 1832, in Folge eines Auftrags der Herzogin von Berry, Mutter Heinrichs V., machte man in der Bretagne und den benachbarten Provinzen Niene, einen Aufstand zu Gunsten des legitimen Königthums zu beginnen. Graf Raoul nahm keinen Antheil daran, machte aber auch kein Hehl aus seinen Gesinnungen für die Bourbonen. Eines Tags wurde die Nachricht ausgesprengt, daß die Herzogin von Berry, die man überall suchte, im Schloß Kermolek versteckt war. Eine Kompagnie Fußsoldaten kam und stellte eine Untersuchung an; man durchstöberte alle Winkel des Schloßes, zertrümmerte Theile des Tafelwerkes, riß den Fußboden auf, durchlöcherete die Mauern und Wände, alles vergebens. Indes entdeckte man doch ein Schlupfloch hinter dem Ramin eines Schlafzimmers, wovon kein Mensch im Schloß etwas wußte. Darin fand man ein Frauenstelet und ein Kindesstelet: Ueberreste der Gräfin Guido und der kleinen Anna. Wahrscheinlich hatte dort Graf Guido, beim Besetzen des Schloßes durch die Revolutionäre seine Gemahlin eingeschlossen, und ist dieselbe

16

nach langem Warten mit ihrem Kinde verhungert, ohne die Klappthüre mehr öffnen zu können.

Infolge unglücklicher Spekulationen mußte Graf Naoul im Jahre 1834 den größten Theil seines Landgutes veräußern, und behielt er nur noch das Schloß mit vier Fermern und etwa vierzig Hektar Wald und Haide. Er starb bald nachher ohne Erben seines Namens, und das Besizthum wurde durch den Kommandanten a. D. Dumoulin, Vater meines Freundes Ernst, käuflich erworben.

III.

Das Schloß Kermolek war ein großes Gebäude von düstern Ansehen, bestehend aus einem ziemlich hohen Erdgeschos und einem Stockwerk; auf der einen Seite war ein dicker Thurm angebaut, auf der andern eine alte Kapelle, die gegen den Hof vorstand. Zwischen dem Schloß und dem Teich lagen die Dekonomiegebäude. Man trat fast ebenen Fußes in eine große Hausflur, auf welche rechts zwei Salons und ein Speisezimmer, links zwei Schlafzimmer und der Bibliotheksaal mündeten. Von der letztern Seite führte ein Gang zur Kapelle, und gegenüber gelangte man durch einen andern Gang zur Küche, die im erwähnten Thurme lag. Hinten in der Hausflur führte eine große steinerne Treppe in den ersten Stock, durch dessen ganze Länge ein breiter Gang sich hinzog.

Nachdem Freund Ernst mir im Erdgeschos mein Zimmer neben dem seinigen angewiesen hatte, berichtete er mir über das Hauspersonal. Die 50jährige Köchin, Namens Babette, stand schon in Diensten des Schlosses zur Zeit der Luise Migoret. Joseph, der uns abgeholt hatte, war Kammerdiener und zugleich auch Kutscher und Gärtner. Dann kam Jean Goudal, der mit dem Jagdhüttertitel das Stallmeisteramt und die Ackerbaudirektion verband. Schließlich wurden noch ein Ackerknecht und eine Viehmagd aufgezählt.

Ein fettes Nachtessen tröstete unsern Magen, der in den Wirthschaften, deren Kundschaft aus den Diligence-Reisenden besteht, schlecht behandelt worden war. Als wir den Kaffee eingenommen hatten, sagte Dumoulin zu mir:

— Wie findest du mein Kermoleker-Schloß?

— Gar groß für einen Menschen. Du solltest heirathen. Gefällt es dir hier?

— Ja und nein. Die Bretagner sind brave Leute, aber sonderlich. Denke dir, ob schon ich bereits 20 Jahre hier wohne und den Süden, wo ich geboren bin, ganz vergessen habe, sehen mich sogar meine eigenen Leute immer noch wie einen Fremden an. Dann tragen sich hier auch Dinge zu, die mir nicht zusagen... Glaubst du an Gespenster?

— Nie und nimmer. Daß man aber in der Bretagne an solche Sachen glaubt, wundert mich nicht. Im Elsaß leben auch viele Landleute in dem Wahne.

— Es will mir dünken, als spreche man in keinem Lande so viel von Gespenstern wie hier. Du würdest z. B. keinem meiner Diener und Ackerleute ausreden, daß bisweilen während der Nacht Seufzer aus dem Teiche gehört werden; es soll die Seele von Brutus Hureuil sein. Dann spricht man auch viel von einer Dame, die mitunter in der Nacht um das Schloß herumgeht. Dann soll sich auch von Zeit zu Zeit ein Ungeheuer im Walde zeigen, u. s. w., u. s. w.

— Ich will hoffen, mein Lieber, daß dir das alles keine Angst macht.

— Gewiß nicht. Doch gibt es Augenblicke, wo ich wahrlich nicht weiß, was ich denken soll. So hat man schon mehrmals während der Nacht Lärm in der Kapelle gehört; sobald man hineinkam, war alles fertig. Ein Mal habe ich selbst die Glocke der Kapelle anschlagen hören, und doch befindet sich das Seil im Innern und beide Thüren waren verschlossen. Auch hörte ich im vorigen Winter, mehrere Nächte nacheinander, zwischen zehn und elf Uhr an meine Zimmerthüre klopfen. Wenn ich öffnete, war niemand da. Einmal jedoch war es mir, als habe ich Schritte auf der Treppe vernommen. Da es ein Spaß irgend eines Dieners sein konnte, entschloß ich mich, ihm einen tüchtigen Denzettel zu geben: um neun Uhr spannte ich ein Seil etwa einen Schuh hoch über eine Stufe mitten auf der Treppe und wartete mit einem dicken Knüttel in der Hand. Nach kaum einer Viertelstunde klopfte es. Im Nu war die Thüre auf und in dem durch mein Zimmerlicht erhellten Dunkel glaubte ich eine Menschengestalt wahrzunehmen: ich verfolgte sie bis auf

die ersten Stufen der Treppe, und dort . . . fertig. Mein Seil hatte seine Wirkung verfehlt. Erkläre mir das alles.

— Sehr leicht. Um mit der Kapelle anzufangen, so kann ein Nachtvogel mit dem Kopf an die Fenster rennen, eine Kaze kann mit dem Glockenseil spielen und auf der Mäusejagd einen Betstuhl umstoßen; das ist meine Erklärung. Was das Klopfen an der Thüre betrifft, so kann es, wie du selbst dachtest, ein Streich irgend eines deiner Leute oder auch eines Spatzvogels aus der Nachbarschaft sein. Wie aber, wirst du einwenden, soll der Mensch, wenn es ein Mensch war, nicht über das Seil gestürzt sein? Da werde ich dir antworten, daß er vielleicht die Treppe nicht hinaufgesprungen ist, sondern sich auf die Seite gedrückt hat, um dir den Weg freizulassen. Möglich ist auch, daß eine Fledermaus an deine Thüre gerannt und alles übrige bloß ein Produkt deiner Einbildungskraft war. Einmal glaubst du Schritte vernommen zu haben, es waren vielleicht deine eigenen. Ein andermal hast du eine Menschengestalt gesehen, vielleicht war es dein eigener Schatten. Der Mensch täuscht sich so leicht!

— Du kannst Recht haben. Ich habe dir aber noch nichts gesagt vom blauen Zimmer. Es liegt am Ende des oberen Hausganges, auf der Thurmseite. Hinter dem Kamin jenes Zimmers hat man anno 1832 das Skelett der Gräfin Guido und der kleinen Anna gefunden; dort auch pflegte Brutus Hureuil zu schlafen, wenn er nach Kermolek kam, und dort blieb seine Leiche, nachdem sie aus dem Teiche gezogen war, drei Tage lang aufgebahrt. Du kannst denken, was für Geschichten durch diese Erinnerungen zu Tage gefördert wurden! Im ganzen Lande sagt man, ein Gespenst verkehre allnächtlich in jenem Zimmer. Seit Hureuil's Tod wurde es nicht mehr bewohnt. Ein einziges Mal, vor 8 oder 9 Jahren, schlief jemand dort; meine Eltern lebten noch. Wir hatten Besuch aus dem Süden, und ein junger Better logirte in dem Zimmer. Um Mitternacht schreckte er das ganze Schloß aus dem Schlafe, und erzählte, daß er mit einem Gespenst zu kämpfen gehabt hatte. Mein Vater glaubte ihm nicht: er nahm an, daß mein junger Better, der nur mit Widerwillen in jenem Zimmer schlief, die ganze Geschichte erfunden hatte, um seine Angst

und Feigheit zu rechtfertigen. Alle Welt aber glaubt daran, und um kein Geld würde jemand aus meiner Dienerschaft die Nacht darin zubringen.

— So! wohlan denn! dann will ich dort schlafen, und das gleich morgen.

— Sonderbarer Einfall! . . . Wenn du aber absolut daran hältst. . . Doch muß ich dir gleich sagen, daß man dort nicht einheizen kann: nach der traurigen Auffindung von 1832 ist der Kamin zugemauert worden.

— Das kann mich nicht zurückhalten. Ich bin von Kindheit auf daran gewohnt, in kaltem Zimmer zu schlafen.

Jetzt trat Babette ein und frug, wann wir morgen zu Mittag essen wollten.

— Um 10 Uhr, wie gewöhnlich, antwortete Ernst; auf die Jagd gehen wir erst nachmittags. Dann, Babette, saget dem Joseph, er solle morgen das Bett im blauen Zimmer machen: mein Freund will dort schlafen.

— Nicht möglich! rief Babette aus, haben Sie denn dem Herrn nicht erzählt, was in dem Zimmer schon alles passiert ist?

— Freilich, sagte ich, aber gerade deshalb will ich dort schlafen. Ich will den Bewohnern von Kermolek beweisen, daß man dort gar keine Gefahr läuft.

— Gar keine Gefahr! Großer Gott im Himmel! Und der junge Herr, ein Better des Herrn Ernst, der vom Gespenst erwürgt worden!

— Was erzählt Ihr schon wieder da für eine Geschichte? rief Dumoulin aus. Wie könnt Ihr denn sagen, daß mein Better erwürgt worden ist?

— Sie selbst, Herr Ernst, haben mir ja erzählt, daß er gestorben ist.

— Jawohl, 4 Jahre später, an einer Lungenentzündung.

Am andern Tage gingen wir nach dem Essen auf die Jagd; als wir zurückkamen, war es bereits vollständig Nacht.

— Siehst du keine Heiterkeit in der Kapelle? flüsterte mir mein Freund zu. Wer kann zu dieser Zeit noch darin sein?

In der Kapelle schien wirklich ein Licht zu brennen. Dumoulin wollte die äußere Thüre aufmachen; sie war verschlossen. Wir traten in die Hausflur des Schlosses; Ernst nahm

ein Licht, und wir gingen auf die innere Thüre der Kapelle zu: „Auch geschlossen! sprach er; bleib hier, ich will den Schlüssel holen.“

Einen Augenblick später war die Thüre offen; aber völlige Nacht in der Kapelle. Wir gingen wieder in den Hof hinaus, und die vorher gesehene Heiterkeit war verschwunden.

— Erkläre mir das, sprach Ernst; und nicht zum ersten Mal ist das passiert.

— Die Erklärung ist nicht schwierig; Der Widerschein eines Lichtes auf die Fenster der Kapelle . . .

— Warum aber kommt dann die Sache nur etwa alle 2 Jahre vor?

— Wahrscheinlich kommt das Licht nur selten an die Stelle, wo es Widerschein erzeugt.

— Ich weiß nicht, ob deine Erklärung das Räthsel löst. Wir wollen essen: mein Magen sagt mir, daß wir seit heute Morgen nichts genossen haben.

Das Nachtessen dauerte lang, wir hatten Hunger. Nachher gingen wir in die Küche, um nachzuforschen, ob der Befehl bezüglich des blauen Zimmers ausgeführt war. Joseph und der Jagdhüter saßen vor einem großen Kamin, wo das Feuer lustig flackerte. Die Viehmagd wusch das Tafelgeschirr. Babette bereite den Glühwein, bei dem wir uns noch unterhalten wollten. Bei unserm Anblick war alles still, und die verirrten Blicke auf meine Person sagten mir deutlich genug, daß die Leute vorher von mir gesprochen hatten.

— Joseph, sagte mein Freund, habt Ihr das Bett im blauen Zimmer gemacht? Ist alles übrige bereit?

— Jawohl, Herr, jawohl. Auf dem Nachtiisch steht eine Kerze mit Streichhölzern, sowie auch Wasser neben einer Zuckerbüchse. Feuer kann man leider keines machen, obschon es in der Nacht kalt ist.

— Wenn dies das einzige Unglück wäre! knurrte der Jagdhüter.

— Was sagt Ihr, Coudal? fragte Ernst.

— Ich sage nichts. Ich mische mich nie in Dinge, die mich nichts angehen. Indes hat jeder das Recht, zu denken was er will, und soeben sagte ich, daß ich lieber den Kampf gegen einen oder sogar gegen 10 rasende Wölfe aufnehmen möchte, als nur eine Nacht im blauen Zimmer zubringen. Gegen Wölfe kann man

sich vertheidigen, nicht aber gegen Geister. Mein Vater selig hat mehr als einmal erzählt, daß es schon vor der großen Revolution ein Gespenst im Wald von Kermolek gab. Der Herr Graf Guido hielt es für einen Wilddieb, der dem Jagdhüter Bange machte. Einst sprach er zum Jagdhüter Ullivan: „Wenn du das Gespenst noch einmal antriffst, so jage ihm eine Kugel in den Leib, und du wirst sehen, daß es kein Geist ist“. Einige Tage später erblickte es Ullivan beim Mondschein, etwa 100 Schritt vor sich. „Halt oder du bekommst Blei in den Leib!“ schrie er. Statt zu fliehen, kam das Gespenst auf Ullivan zu, die Faust ballend und ein Thiergeschrei ausstoßend. „Nicht weiter vorwärts! schrie wiederum Ullivan; sage zuerst, wer du bist, und werfe deinen Mummenschanz ab.“ Das Gespenst kam aber immer näher und wurde drohender. Auf 10 Schritt Weite drückte Ullivan los, und das Gespenst stand vor ihm und glogte ihn mit großen grinsenden Augen an; ein zweiter Schuß ging los, und das Ungeheuer verschwand in der Luft, einen starken Schwefelgeruch zurücklassend. Als Ullivan nach Hause kam, war sein Leib kohlschwarz, und er starb im Laufe der Woche.

— Und Ihr glaubt es? erwiderte Dumoulin.

— Warum soll ich's nicht glauben, weil mein Vater es erzählt hat, und mein Vater hat nie gelogen.

— Und Frau Marie-Jeannette vom Hofe Di eich hat auch nicht gelogen, sprach Babette: sie hat mir heute erzählt, daß seit acht Tagen die Dame dreimal in der Schlossallee gesehen worden ist. Auch die Seele des Brutus Hureuil soll man jetzt fast jede Nacht im Teiche hören. Das alles bedeutet nichts Gutes.

— Glauben Sie mir, mein Herr, fügte Babette bei, indem sie mir näher kam, schlafen Sie heute Nacht wo sie gestern Nacht geschlafen haben. Man soll die Geister nicht stören.

Im Zimmer des Freundes Ernst verbrachten wir gemüthlich den Abend, indem wir uns am Glühwein gut thaten und ungezählte Cigarren in Asche verwandelten. Um elf Uhr fanden wir, daß es an der Zeit wäre, das Bett aufzusuchen. Ernst holte in dem Hausflur eine kleine Laterne. Dieselbe war von einer dicken Staubschicht bedeckt, so daß sie nur ein düsteres Licht verbreitete. Nachdem sie mein Freund angezündet

hatte, machte er darüber eine Bemerkung, indem er über die Nachlässigkeit des Dieners schimpfte, der dieselbe nicht gereinigt hatte. — Nun, sie wird schon genügen, um dich bis zu deinem Zimmer zu geleiten, wo du eine Kerze finden wirst... So bist du denn wirklich entschlossen, dem Gespenst im schrecklichen Zimmer die Stirne zu bieten?

— Wie kannst du nur daran zweifeln?

— Ich brauche dir nicht zu sagen, daß ich ebensowenig als du an Geister glaube. Sicher ist indessen, daß hier sonderbare Dinge vorkommen. Du wirst mir nicht ausreden, daß ich im vorigen Winter beim Öffnen meiner Thüre Menschenschritte wahrgenommen habe. Auf alle Fälle nimm da diesen Stockdegen mit dir. Ist das Gespenst nicht allzu bössartig, so striegelst du es bloß mit dem Stock; ist es damit nicht zufrieden, so stoße ihm den Degen in den Ranz. Dann noch was: das Seil auf der Treppe hat einmal seine Wirkung verfehlt; wenn wir es wieder spannen, so ist das vielleicht keine ganz nutzlose Vorsichtsmaßregel.

— Wenn aber jemand von deiner Dienerschaft während der Nacht hier zu thun hätte, so könnte er den Hals brechen.

— Sei unbesorgt. Die Dienerschaft hat auf der Treppe nichts zu suchen. Ihre Stiege befindet sich im Thurm, wo Joseph und Babette schlafen, während Coudal, der Knecht und die Viehmagd über den Stallungen logieren. Uebrigens bin ich der erste auf den Weinen und werde ich das Seil vor Tag wegnehmen.

Beim matten Schein der Laterne spannte Ernst das Seil über eine der Treppenstufen und wollte mich dann in das verschriene Zimmer führen.

— Du brauchst nicht mitzugehen, wehrte ich ab, du hast Schlaf, nach all' dem Gesagten finde ich den Weg: oben an der Treppe rechts, dann hinten im Gang die letzte Thüre links... Gute Nacht!

Ich betrat das Zimmer mit einer gewissen Befriedigung darüber, daß die Leute von Kermosek meinen Muth nicht unterschätzen würden. Ich stellte die Laterne auf das Nachttischchen und da ich keine Lust verspürte länger aufzubleiben, hielt ich es nicht für notwendig, die Kerze anzuzünden. Ich setzte den Stockdegen so neben das Bett, daß ich ihn im

Nothfalle gleich zur Hand hätte. Als ich die Thüre schließen wollte, versagte mir das alte Schloß den Dienst. Deshalb rückte ich einen Lehnstuhl gegen die Thüre und stellte zwei Stühle darauf. Als ich im Bette lag, schaute ich nochmals nach dem bereitstehenden Stock und blies das Licht aus.

Der Schlaf, den ich vorher verspürt hatte, war jetzt gewichen. Unwillkürlich dachte ich an die Entdeckung hinter dem Kamin im Jahre 1832, stellte mir den entsetzlichen Todeskampf der unglücklichen Gräfin Guido vor, ihr klägliches Rufen nach Hilfe, ihr vergebliches Bemühen, die fatale Klapptüre aufzumachen, die grauenvollen Leidensstunden, die sie mit ihrem Töchterchen hier in diesem Zimmer zubringen mußte. Dann dachte ich auch an Brutus Fureuil und sein tragisches Ende, an die bleifarbigte Leiche des Ertrunkenen, welche drei Tage lang hier auf diesem Bette lag. Umsonst bemühte ich mich, die düsteren Bilder zu verschleichen; sie kamen stets wieder. Mitunter hörte ich das Arbeiten eines Insektes im Getäfel, das Krachen eines Möbels; ich suchte mir einzureden, daß ich im alten Hause meines Vaters zu Straßburg oft ganz Aehnliches gehört hatte; trotzdem hatte ich jetzt Empfindungen, die mir früher unbekannt waren. Ich fing an, die Einwirkung der befremdlichen Dertlichkeit zu verspüren. Vom Unsinn der Gespenstergeschichten war ich nicht mehr so fest überzeugt. Ich mußte mir sagen: Leute, die mir mindestens gleichstehen, Gelehrte, Schriftsteller, berühmte Denker, glaubten an Geistererscheinungen; ist es durchaus bewiesen, daß dieser Glaube auf nichts beruhe? Was wissen wir denn schließlich? Können wir unser eigenes Dasein und das Dasein der Welt erklären? Sind wir berechtigt, die Möglichkeit von dem oder jenem zu leugnen? Ist es bewiesen, daß die Seele, einmal vom Körper geschieden, dem von ihr im Leben bewohnten Orte ganz fremd bleibt und ihre Gegenwart nicht mehr fühlbar zu machen vermag?

Zudem ich mich diesen Gedanken hingab, schien es mir auf einmal, als sei von außen an die Thüre gestoßen worden. Ich setzte mich aufrecht und griff nach den Streichhölzern. Plötzlich kam ein neuer Stoß, und die Stühle, welche ich auf den Lehnstuhl gestellt hatte, fielen

herunter. Ich steckte rasch das Licht an, sprang aus dem Bette und zog den Stockdegen. Einige Schritte vor mir gewahrte ich ein Weibsbild, das nach der Mode des vorigen Jahrhunderts frisiert und gekleidet war und mich anstarrte.

Meine Haare auf dem Kopf standen zu Berg, ich wich erschrocken zurück. Beim Zurückweichen stieß ich den Nachttisch um, und mit ihm das Licht. Da stand ich nun im Finstern, im Hemd, barfuß, nach der Thüre suchend, über die umgefallenen Stühle stürzend. Die Thüre war halb offen, vom Lehnstuhl angehalten, und ich brauchte eine ganze Minute, die mir wie ein Jahrhundert vorkam, um hinauszukommen. Im Ausgang war dicke Finsternis, ein eisfalter Wind drang unter heftigen Stößen herein. Die Erscheinung vor Augen, mich vom Gespenst verfolgt wahnend, die Augen schließend, um es nicht zu sehen, der Wand entlang tappend, eilte ich nach der Treppe. Währenddessen hörte ich am andern Ende des Ganges ein Wassergelirr, ein Geräusch von altem Eisen, wie einen Hexentanz, einen Höllenlärm. Draußen wüthete ein rasendes Unwetter, ein fürchterlicher Orkan.

Endlich faßte ich das Treppengeländer mit der Hand; kaum hatte ich aber einige Stufen hinter mir, da ertönte ein Gerassel sondergleichen. Außer mir vor Angst, vergaß ich das auf der Treppe gespannte Seil und stürzte den Kopf nach unten. Wie lange ich bewußtlos liegen blieb, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, wollte ich aufstehen; allein der linke Arm versagte mir den Dienst, und ich fühlte, daß einer meiner Füße an dem Seile hing. Ich machte eine Anstrengung und, durch mein Körpergewicht fortgerissen, stürzte ich vollends herunter. Alle meine Glieder waren wie gebrochen; umsonst versuchte ich aufzustehen; meine Stimme gab keinen Ton von sich. Auf die rechte Hand gestützt, rutschte ich mühsam auf den Knien bis zur Thüre meines Freundes. Daran pochte ich mehrmals, endlich hörte ich im Zimmer gehen, die Thüre flog auf, und Ernst, mit einer Pistole in der Hand, stand vor mir in den Unterhosen. „Wer da!“ schrie er mit bewegter Stimme. „Wie! du bist es, du? Großer Gott!“ fügte er hinzu, als er mich vor seinen Füßen liegen sah.

Ich jammerte, konnte aber kein Wort herausbringen. Er hob mich auf und setzte mich in einen Fauteuil vor dem Kamin, wo die letzten Holzstücke am Erlöschen waren.

— Ach! lieber Freund! armer Tross! du bist ganz blutig... Hast du weh! sagte er.

Er legte mir Kopfkissen unter die Füße, ein Federbett auf die Knie, eine Decke über die Schultern, wusch mich sanft mit einem Schwamme ab, fachte das Feuer an, zog mehrmals die Schelle der Dienerschaft.

So viel mein Zustand es erlaubte, erzählte ich ihm, was geschehen war.

— Endlich, sprach er, weil du gesehen hast, kannst du nicht mehr zweifeln! Erkennst du jetzt, daß an all' den Dingen mehr als bloß Einbildung ist?... Du wärest vielleicht besser im Bett als hier im Fauteuil... Du scheinst nicht zu wollen... Wenn du etwas gebrochen hast, ist es vielleicht besser, wenn du bleibst wie du bist, bis der Arzt kommt.

Inzwischen kamen Joseph und Babette. Beide schauten verwirrt drein; das wiederholte Schellen hatte ihnen etwas Außergewöhnliches angedeutet. Ernst erzählte ihnen in kurzen Worten, was geschehen war, vergaß aber den verdrießlichen Streich zu erwähnen, den mir das Seil gespielt hatte. Und jetzt, wand er sich zu Joseph, nehm schnell ein Pferd und holt den Dr. Lemaniou.

— So geht es, Herr Ernst! sprach jetzt Babette wie außer sich; wenn man auf die Leute im Lande nicht hört, wenn man alles besser wissen will... Hätten Sie den armen Herrn nicht vom blauen Zimmer abhalten sollen? Hatte ich nicht gesagt, man solle die Geister nicht stören? Wir Bretagner wissen das alles.

Allmählich besänftigte sich die alte Köchin, und setzte noch hinzu: Jetzt, da ich gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, gehe ich in meine Küche und richte eine gute Brühe und Pflaster zurecht, damit alles bereit sei, wenn Herr Lemaniou ankommt.

— Ist dein Arzt geschickt, frug ich meinen Freund, weiß er, wenn ich ein Glied gebrochen habe, es zurecht zu bringen?

— So viel Zutrauen kannst du in ihn haben, antwortete Ernst. Er ist ein alter Hausfreund, braver Mann, etwas originell, gibt sich viel mit Magnetismus und Spiritismus ab,

glaubt an die sich drehenden Tische... besonders nach dem Mittagessen.

Die Uhr hatte soeben drei geschlagen, als der Arzt eintrat. Ich sehe ihn noch mit seiner rothen Nase, seinen struppigen Haaren, hereinkommen wie der Wind; ich höre ihn noch.

— Welch' eine Nacht! ein Wetter, ein Wind, der die Häuser umstürzt! Nun, Herr Ernst Dumoulin, leugnen Sie noch was die Geschichte aller Jahrhunderte bezeugt, was die Stimme aller Völker bestätigt? Sehen Sie noch lächerliche Märchen in dem, was Millionen Menschen bis auf diesen Tag geglaubt haben?.. Ja, die Starkgeister!... Sie sind es also, mein Herr, der aus dem Elsaß gekommen ist, den Geistern von Kermolek Trost zu bieten?... Davon werden wir später noch sprechen.. Vorerst wollen wir Ihnen Hilfe bringen... Wo haben Sie weh, lieber Herr?... an diesem Arm, nicht wahr?... Lassen Sie mich anfassen.. nur keine Angst... Verrenkung der Achsel... kein Bruch... Versuchen Sie aufzustehen... ich will Ihnen helfen... so, langsam, ganz langsam... auf diesen Stuhl... Ich kann besser untersuchen... Gut, so... Sie haben weh an diesem Schenkel, ich sehe es... es hat vielleicht keine Bedeutung... eine starke Quetschung.. Blutigel ansetzen... einige Tage Ruhe... Schrammen im Gesicht, an den Füßen, überall... es nimmt nicht Wunder... der Athem ist gut... kein Zeichen von innerer Verletzung... Ueberhaupt nichts Gefährliches... Danken Sie Gott, lieber Herr, daß Sie so gut davon gekommen sind... Nun wollen wir zuerst den Arm wieder einrenken... Joseph, ruft den Coudal, wir brauchen ihn, und ihr, Babette, holt gleich ein Leintuch, ein Handtuch, einen Foulard, ein Stück alter Leinwand und Bindfaden... Herr Ernst, inzwischen würde ich gerne ein Cognacgläschen acceptiren.

Ich sehe heute noch Coudal's Gesicht, das er schnitt, als er mich in der unliebsamen Lage erblickte, in die ich mich trotz seiner Mahnungen gebracht hatte. Er sprach kein Wort, schien aber gar nicht unzufrieden darüber zu sein, daß er gegen mich und gegen seinen Herrn Recht behalten hatte. Als Babette wieder hereinkam und der Arzt mit dem Cognac im Kermoleker Schloß wieder auf's neue Freundschaft geschlossen hatte, nahm man folgende Operation vor:

Lemaniou band ein Ende des Handtuches

fest um meinen Vorderarm und reichte meinem Freunde das andere Ende. Dann legte er mir das Leintuch um den Körper, und Joseph und Coudal mußten hinter mir die beiden Enden desselben halten. — Achtung jetzt, sprach er; wenn ich „hop“ rufe, so ziehen Sie, Herr Ernst, nach vorne, und, Ihr beide, Ihr zieht nach hinten. Hierauf fasste er mit einer Hand meinen Oberarm und legte mir die andere auf die Schulter, und — hop, rief er... alles gut... laßt gehen.

Da nun das ausgesprungne Achselbein wieder eingerenkt war, band mir der Arzt den Foulard um den Hals, damit ich den Arm in der Schlinge tragen konnte. Dann half ihm Ernst mich in mein Bett führen oder vielmehr tragen. Dort untersuchte er mich noch einmal, um sich zu vergewissern, daß kein Schenkelbruch und keine Hüftverrenkung vorhanden war. — Jetzt, sagte er, braucht man nur noch Blutsauger anzusetzen und Umschläge zu machen... Joseph muß in die Apotheke reiten... Ich will ihm meine Weisungen geben,... ich komme gleich wieder.

— Meine Herren, sprach er beim Wiedereintreten, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen: Die Viehmagd hat um Mitternacht einen furchtbaren Schrei gehört, der vom Teiche kam. Das muß im Protokoll, das ich nun aufsetzen will, erwähnt werden.

— Was für ein Protokoll? frug ich.

— Das Protokoll über das denkwürdige Ereigniß dieser Nacht... Sie werden wissen, mein Herr, daß ich in dieser Gegend der offizielle Korrespondent einer Gesellschaft bin, die das Studium und die Bestätigung der Erscheinungen aus der Geisterwelt zum Zwecke hat. Die Gesellschaft zählt zu ihren Mitgliedern Abgeordnete, Senatoren, zwei Landrichter, mehrere Mitglieder des Instituts und, unter uns gesprochen, den Kaiser selbst, wie mir neulich ein Freund anvertraut hat, der mit der Prinzessin Vacciochi intim bekannt ist. Ich würde meiner Pflicht nicht nachkommen, wollte ich keinen Bericht über die außergeröblichen Vorfälle im Schloß Kermolek einsenden... Herr Ernst, darf ich Papier, Federn, Tinte begehren?

Der Heilkünstler rückte den Tisch neben das Bett, zog ein Paar blaue Brillen aus der

Tasche, die, auf seiner rothen Nase sitzend, ihm ein seltsames Aussehen gaben. — Joseph, sagte er, hat mir alles erzählt, ich muß es aber aus Ihrem eigenen Munde hören, damit der Bericht authentisch werde... Erinnern Sie sich wohl... wir dürfen nichts vergessen... die geringsten Einzelheiten verdienen hier eine Erwähnung.. Bedenken Sie, meine Herren, daß dieses Proto^oll ein Denkmal für die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts abgeben wird.

Nun fragte er nach meinem Namen, Vornamen, Alter, Geburtsort, Stand, und begann zu schreiben. Ich konnte nicht umhin, von dem in der Kapelle bemerkten Licht zu reden; denn dieser Vorfall schien mir nicht mehr so natürlich, wie am Abend. Da mein Herunterfallen sich durch einen Fehltritt erklären ließ, so ahnte ich die Klugheit meines Freundes nach und erwähnte das gespannte Seil nicht. Im übrigen gab ich meine Erinnerungen genau wieder. Von Zeit zu Zeit ließ der Arzt seine Feder ruhen. „Ich will Sie nicht ermüden, sprach er, es hat keine Eile, wir haben Zeit.“ Dann stand er auf, besuchte die auf dem Kamin stehende Cognacflasche, stellte sich mit verschränkten Armen vor Dumoulin hin: „Ein Vorfall! ein Ereigniß! Sind Sie jetzt überzeugt?“ meinte er mit wichtiger Miene.

Als ich von meinem Heruntertappen im finstern Hausgang erzählte, unterbrach er mich plötzlich: — Nicht so, mein Herr, rief er, denken Sie genau nach.. Sie sprechen nicht von dem andern Gespenst, das an der Thüre des blauen Zimmers auf Sie lauerte und Sie die Treppe herunterstürzte.

Da wurde mir klar, daß Joseph von dem Seinigen hinzugethan hatte, und Ernst war mir Zeuge, daß ich nie von einem zweiten Gespenst geredet hatte. — Schließlich, sagte der Doktor, ein Gespenst mehr oder weniger, das hat keine Bedeutung... Wir haben eines, das genügt... ein authentisches... Niemand wird es uns abstreiten...

Der Bericht war fertig, als Joseph aus der Apotheke kam. Der gute Doktor, dem ich für die treffliche Pflege dankbar bin, wollte selbst die Blutegel setzen, die Pflaster und Umschläge auflegen; dabei hatte er das Zartgefühl und die Behutsamkeit einer Krankenschwester. — Babette hat von Fleischbrühe gesprochen, sagte

er vor seinem Weggehen zu mir; wenn Sie Lust darnach haben, so steht nichts im Wege.

Vor allem hatte ich Ruhe nöthig und wollte schlafen. Als ich allein war, versuchte ich die Augen zu schließen und den Schlaf zu rufen; er kam nicht. Ich litt an allen Körpertheilen und konnte keine Bewegung machen, ohne mir weh zu thun. Mit Vergnügen hatte ich Paris verlassen, um mit meinem alten Schulkameraden einige Zeit in der Bretagne zu verleben, und da war ich nun auf das Schmerzlager hingestreckt. Ich dachte auch an Straßburg, an meine Eltern, an unsere trauten Familienkreise, an meine Freunde auf dem Café Adam. Dann kam mir wieder die Erscheinung aus dem blauen Zimmer in den Sinn. Zeitweise machte ich mir Vorwürfe: „Du hattest kein kaltes Blut, was hattest du denn zu fürchten? Sie sah doch so böß nicht aus, vielleicht hätte sie gesprochen, vielleicht hättest du Gelegenheit gehabt, eine Stimme aus der andern Welt zu hören.“

Da ergriff mich ein Schauer beim Gedanken, daß der Geist mich hören und mir wieder erscheinen könnte. Auf einmal ging die Thüre auf, und herein trat — Ernst.

— Ich habe alles entdeckt, sprach er: alles ist aufgeklärt. Lieber Freund, verzeih mir! Wenn du jetzt leidest und da liegen mußt, so ist es meine Schuld. Ohne das verhängnisvolle Seil hättest du lediglich einen nächtlichen Spaziergang gemacht, im Hemd und barfuß, und jetzt würdest du der erste ob des Abenteurers lachen... Von einem Gespenst kann keine Rede sein... .

— Du wunderst dich! Die Erscheinung habe ich doch gesehen, genau gesehen... es war kein Traum.

— Ich will dir bloß sagen, daß ich nach der Abreise des Arztes nach dem verfluchten Seil gesehen und es entfernt habe. Dann bin ich die Treppe hinaufgestiegen, und sofort war mir ein Theil des Vorganges klar: Der Sturm wüthet draußen. Joseph hat gestern den Hausgang gelüftet und am Abend das Fenster nicht geschlossen. Der Wind hatte also Einlaß. Da er heftig war, stieß er die Thüre des blauen Zimmers auf und die Stühle stürzten übereinander. Das war die Ursache deines ersten Schreckens. Weiter: an der Wand des Haus-

ganges hängen zwei Fischergerten, ein Säbel der Nationalgarde, ein paar Kappiere, ein Jagdhorn, eine Ambrust, eine Zither, und was weiß ich noch. Das Zeug war vom Wind in Bewegung gesetzt, und hat das Geklirr und den Teufelslärm hervorgebracht. Ferner: Vor meiner Reise nach Paris hatte ich dort oben die Reparatur eines Schlafzimmers, das eine neue Tapete und einen neuen Plafond haben muß, begonnen. Auf einen Tisch im Hausgang wurden verschiedene Gegenstände aus dem Zimmer niedergestellt, ein Waschgeschir, eine Wasserflasche, eine Büste von Louis XVIII., und neben dem Tisch stand eine Doppelleiter. Was ist nun geschehen? Die Leiter hat das Gleichgewicht verloren und den Tisch mit allem, was darauf stand, zusammengeworfen. Das war jenes furchtbare Getöse und Krachen, das du hinter dir gehört hast und das dich dann vollends verwirrt hat.

— Das alles verstehe ich, aber die Erscheinung?

— Die kommt gleich. Ich hatte nie an die Gespenster geglaubt; aber unter dem Eindruck deiner Erzählung wagte ich mich nicht allein in das blaue Zimmer. Ich rief den Joseph, unter dem Vorwand, den Nachttisch und die umgeworfenen Stühle aufzuheben. Babette, von der Neugierde getrieben, kam auch dazu. Dann bin ich in das Zimmer gegangen, habe die Läden geöffnet und sofort habe ich gesehen...

— Was?

— Was ich dir sagen will... Ich sprach dir soeben vom Schlafzimmer, das ich erneuern will. In diesem Zimmer befand sich ein großes Portrait, in Lebensgröße, der Mutter oder Großmutter des letzten Kermolek. Es ist sehr gut erhalten und muß von einem geschickten Maler hergestellt sein: das Gesicht ist wie lebend mit schönen blauen Augen, die einen gleichsam anschauen. Als ich auf die Reise ging, sagte ich den Arbeitern, sie sollten das Portrait in das Nachbarzimmer tragen; da ich ihnen aber den Schlüssel zu geben vergaß, so trugen sie es in das blaue Zimmer, dessen Thüre unverschlossen war. Dort steht es an der Wand, gerade dem Bett gegenüber. Wie kommt es, daß du es beim Schlafengehen nicht gesehen hast? Aber ich erinnerte mich, daß du, wie du mir erzählt hast, vor dem Schlafengehen die Kerze nicht

angezündet hattest und daß das Laternchen sich in der größten Unsauberkeit befand. Um mich selbst zu überzeugen, schloß ich die Läden und zündete die Laterne an. Da zeigte es sich, daß das Bild beinahe nicht sichtbar war. Dann zündete ich die Kerze an und wurde von der Wirkung betroffen: das Portrait war deutlich sichtbar, und ich begreife die Bestürzung, die dich bei der damaligen Gemüthsstimmung ergriffen haben muß. Ich bedaure nur, daß das Umfallen des Nachttisches dich nicht veranlaßt hat, dich vom ersten Schrecken zu erholen. So siehst du denn, theurer Freund, das Gespenst hat bloß in deiner Einbildung existirt.

— Und was haben Joseph und Babette gesagt? Die werden mich wohl auslachen. Der Umgegend werde ich ganz gewiß zum Gespötte.

— Sei ohne Furcht. Du kennst die Leute nicht. Babette hat mir wörtlich gesagt: „Nie, Herr Ernst, werden Sie uns, mir und dem Joseph, dem Coudal und Herrn Lemanion, noch irgend einem Bretagner einreden, daß hinter dem Unglück Ihres Freundes nicht etwas anderes steckt. In Ihren Aufklärungen sagen Sie nichts von dem Geiste, der hinter diesem Portrait stand. Ich habe einmal sagen hören, daß man des Nachts nie das Bild einer verstorbenen Person anschauen soll: sie wird dadurch herbeigerufen.“

Erst nach mehreren Wochen war ich soweit hergestellt, daß ich die Reise nach Strassburg antreten konnte. Im folgenden Jahre verheirathete sich mein Freund im Süden. Anno 1859 verkaufte er sein Schloß, das seither durch einen Brand zerstört wurde. Im vorigen Winter ist er gestorben. Vor einigen Tagen habe ich einen Brief gefunden, den er mir am 5. September 1858 geschrieben und in dem es heißt: „Meine Frau kann sich hier nicht angewöhnen. Sobald ich einen Käufer für Kermolek finde, gehen wir in den Languedoc, wo sie ihr Erbe hat. Dieser Tage haben wir Babette begraben. Oft hatte sie von dir gesprochen, sie sagte: Der arme Herr ist nie wieder gekommen, denn die Dame im blauen Zimmer hatte ihm gesagt, daß er sogleich sterben würde, wenn er den Fuß wieder in das Schloß Kermolek setzen würde.“

* * *

Prozeß und Tod des Marschalls v. Viron.

(Mit einer Abbildung.)

Der Marschall v. Viron war eine der außer-
gewöhnlichsten Erscheinungen und sein kläg-
liches Ende eines der tragischsten Ereignisse
der Regierung Heinrich's IV.

Karl v. Gontaut v. Viron, Sohn von Ar-
mand v. Viron, dem eine Kanonenkugel bei
der Belagerung von Eprenay den Kopf mitge-
nommen, war geboren im Jahre 1562. Bei
den bürgerlichen und religiösen Kriezswirren
jener Zeit fand er bald Gelegenheit, sich auf
dem Schlachtfelde hervorzuthun. Im vierzehn-
ten Jahre wurde er bereits Oberst der Schweizer,
welche in der französischen Armee dienten. Mit
einem feurigen Muth: und einer seltenen Un-
erschrockenheit verband er große Geistesfähig-
keiten. Heinrich IV. gewann ihn lieb, überhäufte
ihn mit Ehren und rettete ihm das Leben bei
der Schlacht von Fontaine-Francaise, wo der
König von Frankreich an der Spitze von hun-
dert Reitern dicke Schwadronen des feind-
lichen Heeres in wildem Sturm durchbrach. Im
Alter von zweiunddreißig Jahren ward er Mar-
schall von Frankreich. Dann wurde er Sou-
verneur in Burgund, Herzog und Pair. Allein
auf dem Gipfel des Glückes angelangt, vergaß
er die vielen Günstbezeugungen und setzte der
Wohlgeneigtheit seines Herrn und Königs den
häßlichsten Umdank entgegen.

Von unbändigen Ehrgeiz und maßlosem
Stolz beseelt, war er prunksüchtig und stets
geldbedürftig; er widersprach sich oft selbst
und bekundete große Unvorsichtigkeit im Reden
und Handeln; in Religionsachen war er vollkom-
men gleichgültig, glaubte hingegen an die
Sterndeuter und Hexenmeister und hatte, nach
dem Ausdruck eines Zeitgenossen, mehr Zu-
trauen zum Teufel als zu Gott. Er verwickelte
sich unsinnigerweise in ruchlose Intriguen ge-
gen seinen königlichen Meister und Wohlthäter.
Indem er die von ihm geleisteten Dienste gar
zu hoch anschlug und sich für allzuwenig belohnt
hielt, weil Heinrich IV., der mit den öffent-
lichen Geldern sparsam umging, seinen Geld-
forderungen nicht immer entsprach, ließ er sich
von Beauvais v. Laffin, einem spanischen Ge-
heimagenten, gewinnen. Spanien suchte näm-

lich, trotz des neulich geschlossenen Friedens,
neuen Aufruhr in Frankreich anzustiften, in
der Absicht, Nutzen daraus zu ziehen. Viron ver-
sprach, sich den Rebellen anzuschließen, falls
solche sich erheben würden. Durch Laffin's Ver-
mittlung trat er auch in Verkehr mit dem
Herzog v. Savoie, einem andern Feind Frank-
reichs, der ihm die Hand einer seiner Töchter
mit herrlicher Mitgift versprach und ihm Hoff-
nungen machte, daß man ihn zum Landesherrn
von Burgund, das er bloß als Gouverneur
verwaltete, erheben würde.

Heinrich IV., wegen seiner Verhehlung mit
Marie de Medicis in Lyon weilend, hatte
eine Erklärung mit ihm bezüglich jener Trei-
bereien, die nicht ganz geheim hatten bleiben
können. Viron bekaunte einen Theil seiner
Vergehen und erhielt, um seiner Reue willen,
Verzeihung vom König. Das hinderte ihn nicht
die strafbaren Intriguen wieder aufzunehmen.
Heinrich IV. machte ihn auf die umlaufenden
Gerüchte aufmerksam und rieth im dringend
an, mit Laffin abzubrechen. Um ihm einen neuen
Beweis seiner Freundschaft zu geben, sandte
er ihn mit dem Auftrag nach London, der Kö-
nigin Elisabeth seine Hochzeit kundzuthun.

Nach seiner Rückkehr aus England zog sich
der Marschall auf sein Burgund'sr Gouverne-
ment zurück. Heinrich IV. erhielt aber bald
wieder Nachricht von seinen Umtrieben: Viron
hatte nicht nur seine Zettelereien mit fremden
Mächten fortgesetzt, sondern nahm auch An-
theil an einer Verschwörung des Grafen von
Auvergne, des Herzogs von Bouillon und an-
derer großen Herren, die der Aristokratie ihre
frühere Macht wiederzugeben und beim Tode
des Königs den jungen Dauphin (sp. Ludwig
XIII.) der Krone zu berauben im Sinne hatten.

Heinrich IV., von einer Erkaltung zwischen
dem Marschall und Laffin wissend, berief den
letztern in's Schloß nach Fontainebleau und
versprach ihm seine Begnadigung mit dem
Beding, daß er alles offenbare, was er von
den im Inlande wie im Auslande angezettelten
Meutereien wisse. Laffin entdeckte alles. Der
König schrieb alsobald an seinen Freund und
Minister Sully: „Kommen Sie eiligst zu mir
wegen einer Sache, die wichtig ist für meinen
Dienst, für Ihre Ehre und die gemeinsame
Zufriedenheit von uns beiden.“

Sully wurde beauftragt, in Gemeinschaft mit dem Herzog v. Villeroi und dem Kanzler v. Bellièvre die Aussagen Lasins entgegenzunehmen. Derselbe lieferte die Briefe aus, welche der Marschall ihm mit der Empfehlung geschrieben hatte, daß er sie verbrennen würde. Diese Briefe enthielten den materiellen Beweis von Viron's Verräthereien.

Dieser letztere wurde sofort ersucht, an den Hof zu kommen, und auf Befehl schrieb ihm gleichzeitig Lasin, daß er nichts geoffenbart hatte. Unter verschiedenerlei Vorwänden entsprach er nicht sogleich der Einladung. Erst auf einen sehr wohlwollenden Brief Heinrichs IV. entschloß er sich zur Reise nach Fontainebleau, wo er am 12. Juni 1602 ankam. Bei seinem Eintritt in's Schloß küßte ihm Lasin auf Befehl des Königs zu, daß dieser von nichts wisse.

Heinrich IV., dessen edelmüthige Seele jeder Härte abgeneigt war, hatte vor ihm abermals zu verzeihen, verlangte aber diesmal ein freimüthiges Geständniß seines ganzen Verraths und das Zeichen einer aufrichtigen Reue. Viron, überzeugt daß seine Briefe durch Lasin zerstört worden seien und daß kein materieller Beweis gegen ihn vorliege, antwortete übermüthig auf die Fragen des Königs und auf dessen Begnadigungsanerbieten, daß er keine Gnade brauche und daß er Gerechtigkeit fordere gegen seine Ankläger. Umsonst drangen Sully und der Graf v. Soissons, Vetter des Königs, in ihn, daß er sein Unrecht doch eingestehen möge. „Er dauert mich, sprach Heinrich IV. zu Sully; ich möchte ihm verzeihen, alles Vergangene vergessen und ihm mehr als je Gutes thun; allein ich fürchte, daß er, nachdem ich ihm verziehen habe, weder mir noch meinen Kindern noch meinem Staate verzeihe.“ Die milde Stimmung des Königs wurde stark bekämpft durch die Königin, die ihn flehentlich bat, an das Wohl seines Sohnes zu denken.

Am 13. Juni Abends nahm er den Marschall beiseite und machte einen letzten Versuch, ihm Reue beizubringen. „Herr v. Viron, sprach er zu ihm, Sie wissen, daß ich Sie lieb hatte, bekennen Sie mir die Wahrheit, und ich werde Ihnen verzeihen.“ Der Marschall verharrte in seinem Ableugnungssystem. „Ich sehe daß ich von Ihnen nichts erfahre, versetzte dann

Heinrich IV., vielleicht erfahre ich mehr vom Grafen v. Auvergne. Adieu!“

Es war Mitternacht. Viron hatte kaum des Königs Zimmer verlassen, als der Gardehauptmann Vitri mit einem Duzend Soldaten und Bogenschützen seine Verhaftung bewerkstelligte. Zu gleicher Zeit nahm ein anderer Gardehauptmann, Braslin, den Grafen v. Auvergne in Haft. Beide Verhaftete wurden nach Paris geführt und in die Bastille eingesperrt.

Das Parlament, bei dem Viron's Prozeß anhängig gemacht war, setzte eine Kommission ein zur Uebernahme des Untersuchungsverfahrens. Der Marschall behauptete anfänglich seine Unschuld und erklärte die gegen ihn erhobenen Anklagen für gehässige Verleumdungen. Groß war sein Staunen, als man ihm seine Korrespondenz mit Lasin unterbreitete: er hatte gemeint, dieselbe wäre verbrannt.

Jetzt demüthigte er sich und bat den König flehentlich um Gnade. Seine alte Mutter schrieb einen rührenden Brief an Heinrich IV. Seine Brüder, Schwäger und andere Verwandten legten Fürbitte für ihn ein. Der König empfing sie mit Wohlwollen, antwortete ihnen aber, daß er „um seiner Kinder und seines Volkes willen den Lauf der Gerechtigkeit nicht zu hemmen“ vermöchte. Als Viron dem Lasin gegenübergestellt wurde, konnte er seine Wuth nicht bezähmen, überhäufte seinen frühern Vertrauensmann und jetzigen Verräther mit Schimpf und Schande, warf ihm vor, daß er ihn gegen den König aufgestachelt hatte durch Lug und Betrug, durch Arglist und Zauberei. Insbesondere beschuldigte er ihn, eine sprechende Wachsfigur ihm gezeigt zu haben, die Heinrichs IV. Tod gemeldet hatte.

Die Pairs Frankreichs, zu zweien Malen berufen zur Theilnahme an der Urtheilsfällung, lehnten sämmtlich ab, und die ihnen im Parlament reservirten Plätze blieben leer stehen. Die einen entschuldigten sich wegen Verwandtschaft mit dem Marschall; andere schoben Zwifligkeiten vor, die sie mit ihm gehabt hätten; die übrigen nahmen Krankheit oder Unwohlsein zum Vorwand. Der Fortgang des Prozeßes wurde aber dadurch nicht aufgehalten.

Am 27. Juli wurde Viron zu Schiff mit einer starken Eskorte ins Palais geleitet, wo das Parlament versammelt war. „Beim Ein-

tritt in den Sitzungsaal, sagt eine Denkschrift jener Zeit, war er zuerst etwas erschüttert, faßte aber wieder Muth und beantwortete mit Zuversicht die Fragen des Kanzlers, der ihn neben sich auf ein niederes Bänkchen sitzen und zwei lange Stunden dort aushalten ließ.“ In seiner Vertheidigung stützte er sich darauf, daß seine gefährlichsten Briefe vor der zu Lyon erhaltenen königlichen Begnadigung geschrieben waren. Es wurde ihm entgegengehalten, daß sein damaliges Geständniß unvollständig und nicht aufrichtig gewesen, und daß er sich deshalb auf die Rechtswohlthat jener Begnadigung nicht berufen könne. Am Montag, den 29. Juli, fällt das Parlament ein Urtheil, wonach er auf dem Greveplatz enthauptet und alle seine Güter confiscirt werden sollten. Die Familie des Marschalls erlangte vom König, daß man ihm die Schande einer öffentlichen Hinrichtung spare und daß seine Enthauptung nicht auf dem Greveplatz, der gewöhnlichen Stelle der Vollstreckung der Todesurtheile, sondern im Innern der Bastille vor sich gehen würde.

Wir lassen über Viron's letzte Augenblicke hier folgen, was wir in den merkwürdigen Mémoires-Journaux finden, wo Pierre de l'Estoile die großen und kleinen Ereignisse seiner Zeit Tag für Tag erzählt :

„Am 31. Juli 1602, gegen 11 Uhr vormittags, hielten der Herr Kanzler und der Herr Erste Präsident, in Begleitung der Herren Civil- und Criminalrichter, des Municipalvorstehers und vier Stadtschöffen, des Amtshauptmannes Rappin und Einiger von den Seinen, des Ritters Duguet und Etlicher aus seiner Compagnie, des Obergerichtsskretärs Boisin, eines halben Duzend Gerichtsdiener und mehrerer Anderen, ihren Einzug in die Bastille, wo sich die Herren Magnan, Hofprediger und Pfarrer zu Saint-Nicolas-des-Champs, und Beichtwater Garnier befanden, um Herrn v. Viron zu ermuntern, daß er an sein Gewissen denken und sich auf den Tod vorbereiten möchte; davon wollte er aber durchaus nichts wissen, da er nicht glauben konnte, daß er hingerichtet würde. Diese Herren traten in das Zimmer, wo sich der Marschall befand und drei oder vier Kalender vor sich hatte, um den Mond, den Tag, die Zeichen und andere Dinge der gerichtlichen Sterndeuterei zu beob-

achten. Der Herr Kanzler trat ihm näher, grüßte ihn und forderte von ihm die Herausgabe des Sanct-Michaels-Ordens. Viron weigerte sich anfänglich, zog ihn aber dann aus der Hosentasche und übergab ihn. Hierauf trennte man das Heilig-Geist-Kreuz von seinem Mantel ab, und es folgten die Ceremonien der Degradation eines Marschalls.

„Sodann erklärte ihm der Herr Kanzler, daß sie auch gekommen waren, um ihm sein Todesurtheil vorzulesen und dasselbe vollstrecken zu lassen. Nachher sprach der Gerichtsschreiber zu ihm: „Herr, nehmen Sie die gebührende Haltung ein, d. h. knien Sie nieder.“ Als er beim Lesen des Urtheils an die Worte kam „Weil er gegen die Person des Königs und seinen Staat eine Verschwörung angestiftet hat“, unterbrach ihn Herr v. Viron und sagte: „Das ist nicht wahr!“ Bei den anderen Worten: „Am am Greveplatz auf dem Schaffot, das dort errichtet werden wird, enthauptet zu werden“, rief er aus: „Am Greveplatz! das ist die schöne Belohnung für meine Dienstleistungen, daß ich schimpflich vor aller Welt sterben muß!“ Darauf nahm der Kanzler das Wort: „Mein Herr, sprach er, der König hat Ihnen die Gnade gewährt, um welche Sie durch Ihre Verwandten gebeten hatten, nicht auf dem öffentlichen Plage zu sterben; deshalb wird Ihre Hinrichtung hier in der Bastille stattfinden.“

„Ist das die Gnade, die er mir erzeigt!“ erwiderte er. O der Undankbare! Milde und Barmherzigkeit hat er nie gekannt! Hat es je einmal den Schein gehabt, als sei sein Herz der Erkenntlichkeit und Schonung zugänglich, so geschah dies aus Furcht. Und er fügte noch einiges bei, das einer edeldenkenden Seele nicht würdig war. Warum, rief er aus, verzeiht er mir nicht, da er doch vielen anderen verziehen hat, die ihn mehr beleidigt hatten, als ich?“ Er nannte Herrn v. Epemon: „Wie vielmals hat nicht dieser ihm geschadet und ihn verrathen?“ Er nannte auch Herrn v. Mayenne, dem gegenüber der König auch großmüthig gewesen sei. Er erwähnte dann die Hinrichtung des Grafen v. Effey, des einstigen Günstlings der Königin von England, die ihn begnadigt hätte, wenn er darum hätte anhalten wollen. Und warum, fuhr er fort, verzeiht man mir

nicht, der ich so demüthig darum bitte, ohne die Verdienste meines Vaters selig und die meinigen in Betracht zu ziehen?

„Als man die Stelle des Urtheils „Alle seine Güter confiscirt“ verlas, erläuterte der Kanzler, daß Seine Majestät die eingezogenen Güter seinen Verwandten schenkte, mit Ausnahme des Herzogthums von Viron, das der Krone annektirt werde. Darauf erwiderte er: „Der König stützt sich auf Geringes, so groß ist sein Haß gegen mich. Was! man bringt mich um auf Grund der Aussage eines Herenmeisters, des größten Zauberers von der Welt, der meinen Ehrgeiz zu meinem Verderben ausgenüht hat, der mir oft den Teufel gezeigt hat, der sogar durch ein Wachsbild redete, welches deutlich die Worte ausgesprochen hat: Gottloser König, wie das Wachs schmilzt, so wirst du zerrinnen.“

„Hierauf brach er in Schimpfereien gegen den Herrn Kanzler aus, den er einen ungerechten, treu- und ehrlosen Menschen nannte, einen Klotz, ein Gypsbild, eine Grofnase, weil er ihn ohne Ursache zum Tode verurtheilt hatte; er berief ihn nach Jahr und Tag vor Gottes Richterstuhl, um über sein Urtheil Rechenschaft abzulegen. Indem er so sprach, maß er das Zimmer in großen Schritten ab, mit verworrenen und gräßlichen Blicken. Komödiant! Komödiant! schrie er oft.

„Dann sprach er vom Könige und von sich selbst: Nun denn! so werde ich sterben, ohne Gnade gefunden zu haben; so aber hat er mein Geheimniß nicht ganz erfahren und wird es niemals erfahren!

„Dem Pfarrer Magnan und dem Beichtvater Garnier, die ihn fortwährend mahnten, zu Gott zu beten und an sein Gewissen zu denken, antwortete er, er habe das schon längst gethan und es gehe ihn allein an.

„Nach den heftigen und unbesonnenen Auslassungen sprach er auch von seinen eigenen Geschäften, von seinen Schulden, von seinen Ausständen; er sei dreißigtausend Gulden schuldig, habe aber fünfzigtausend im Schloß zu Dijon zum Bezahler.

„Dann frug er auch nach v. Rosny (Sully), und da ein Sekretär desselben sich vorstellte, sprach er zu ihm: Sagen Sie Hrn. v. Rosny, daß ich stets sein guter Freund und Diener gewesen

bin, und daß ich als solcher sterbe; daß er betrogen worden ist von denjenigen, die ihm vormachten, daß ich ihn habe um's Leben bringen wollen; ich habe, im Gegentheil, immer den Willen gehabt, ihm dienstbar zu sein. Ich empfehle ihm meine beiden Brüder und bitte, daß der jüngere dem Dauphin zur Dienstleistung beigegeben werde, und alle meine übrigen Verwandten seien ihm anempfohlen. Ich wünsche, daß er ihnen zu verstehen gebe, sich auf einige Zeit vom Hofe fernzuhalten.

„Er nahm vom Finger einen Ring, den er dem genannten Sekretär übergab, welcher ihn der Gräfin v. Roussi, seiner Schwester, bringen sollte, damit sie ihn aus Liebe zu ihm ihr ganzes Leben lang trage. Einen andern Ring gab er dem Hauptmann der Bastille, der gegenwärtig war.

„Da der Mensch so unzeitgemäß nur an die Dinge dieser Welt dachte, trat der Scharfrichter in das Zimmer und meldete, daß die Stunde vorüber war und daß man gehen sollte. Herr v. Viron erwiderte: So laßt uns gehen! gehen! Indem er die Treppe herunterstieg, traf er den Civilrichter, zu dem er sagte: Herr Richter, Sie haben schlechte Leute um sich; wenn Sie nicht aufpassen, so wird es Sie den Kragen kosten. Damit meinte er Herrn v. Lafin.

„Als er sich dem Blutgerüst näherte und die Zuschauer, etwa siebzig an der Zahl, einigen Lärm verursachten, sprach er: Was haben denn so viele Lumpen und Spitzbuben hier zu thun? Wer hat sie daher gerufen und was machen sie für einen Lärm?

„Es waren bloß vornehme und ehrliche Leute dort. Dann bestieg er das Schaffot, begleitet vom Pfarrer Magnan und vom Beichtvater Garnier, sowie von einem Diener, der ihn im Gefängniß bedient hatte, und vom Scharfrichter. Als dieser letztere Hand an ihn legen wollte, sprach er zu ihm, er solle hinten an ihn stehen, ihm sagen, was er zu thun habe, und ihn anders nicht anrühren, als mit dem Schwerte.

„Hierauf zog er sein Wams aus und gab es dem Diener. Sodann präsentirte ihm der Scharfrichter ein Taschentuch, um die Augen zu verbinden. Er wollte aber lieber das seinige gebrauchen; da dieses zu kurz war, beehrte er dasjenige des Scharfrichters. Er band sich die Augen zu und kniete nieder, stand aber gleich

be-
ihm
ben
im-
ein.
und
zur
eine
len.
ebe,
i.
er
ihn
gen
an-
gab
gen-
die
rich-
unde
Herr
en l
rieg,
Herr
ich;
den
afin.
die
igen
aben
e zu
was
liche
be-
icht-
ihn
arf-
voll-
hen,
an-
e.
b es
der
agen
nige
te er
die
leich



Er sagte zum Scharfrichter, er solle ihn nicht zum Borne reizen, sonst erwürge er ihn.

wieder auf, nahm die Binde ab und rief: Gibt es keine Gnade für mich?

„Er sagte abermals zum Scharfrichter, er solle hinter ihn stehen und ihn nicht zum Zorne reizen, sonst erwürge er ihn mitsammt dem größten Theil der Zuschauer. Bald ließ er sich wieder auf die Kniee nieder und verband sich die Augen, stand aber sofort wieder auf den Füßen: er wolle, sagte er, noch einmal den Himmel sehen, da er ihn bald nie mehr sehen werde und es für ihn keine Verzeihung gebe. Zum dritten Mal kniete er nieder und verband sich die Augen. Da er die Hand erhob und die Binde abermals abnehmen wollte, holte der Scharfrichter aus und im Augenblick, da er ihm sagte, er werde ihm den Kopf nicht abschlagen, bis er sein „In deine Hände empfehle ich“ gebetet hätte, fiel das Haupt zu Boden. Ohne diese List wäre der elende und unentschlossene Mensch noch vielmal aufgestanden. Kopf und Körper wurden aufgehoben, in ein frisches Leintuch gehüllt und am selben Abend zu Saint-Paul beerdigt.“

Zwei Monate nach der Hinrichtung Biron's wurde der Graf von Auvergne in Freiheit gesetzt, obgleich er dieser großmüthigen Gunstbezeugung nicht würdig war. Auf's Neue verhaftet wegen eines Komplottes und zum Tode verurtheilt, wurde er von Heinrich IV. begnadigt, sowie auch die übrigen Rebellenführer. Lafin wurde am 20. April 1606, als er nach Paris gekommen war, um die Freilassung seines Sohnes, der in der Conciergerie eingekerkert war, am hellen Tage auf der Brücke Notre-Dame von 15 oder 20 Männern angegriffen und niedergeschossen. Die Mörder ritten im Galopp durch ganz Paris, Schwert und Bügel in einer Hand, die Pistole in der andern, und entkamen ohne jede Schwierigkeit.

Die Briefmarke.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Es war an einem Vormittag. Wir waren, Marcelline und ich, mit dem Jäten eines Balsamin-Beetes im Hofe beschäftigt, dessen Pflege uns anvertraut war. Nanette, unsere Magd, war am Auskehren, und wir plagten sie oftmals, damit sie uns Wasser holen möchte.

Nanette war ein großes schlankes Mädchen, mit dickem Kopf, knorriger Stirne, stark ausgeprägten Gesichtszügen, schwarzen Augen. Sie liebte uns, und wir hatten sie auch recht lieb.

Wie sie mit unserer kleinen Gießkanne vom Bache zurückkam, trat der Postbote herein, brachte uns aber nichts; er küßte der Nanette etwas zu, und ihr Gesicht entstellte sich.

— Was will man denn mit mir? stotterte sie. Ja, ich gehe . . . wenn ich Zeit habe.

Mit einem Achselzucken nahm sie ihren Besen wieder in die Hand und blieb unbeweglich stehen. Der Bote war längst fort, als sie wieder zu arbeiten begann. Mitunter hielt sie inne, starr vor sich hinblickend. Auf einmal stellte sie ihr Werkzeug an die Wand, löste ihre blaue Schürze und ging hinaus.

Zehn Minuten später sahen wir sie zurückkommen; sie scheuerte sieberhaft weiter, unverständliche Worte brummend.

Jetzt kam ein junger Schreiber mit einem Pack Papiere unter dem Arm.

— Ist der Herr Richter zu Hause?

— Er ist fort, Herr Paul.

Der Schreiber zog sich zurück; Nanette begleitete ihn bis zum Hofthor.

— Was ich sagen will, Herr Paul! Es ist da etwas Absonderliches vorgekommen: ich habe meiner alten Tante geschrieben, und da will man auf der Post behaupten, ich habe eine schon gebrauchte Briefmarke verwendet. Das ist nicht wahr! Was meinen sie denn!

— So! das ist leicht zu erkennen. War die Marke schon gestempelt?

— Gestempelt! . . . das weiß ich nicht. Man hat mir auf dem kleinen Bild etwas Schmutziges gezeigt . . . es war schwarz. Ich weiß nicht, ob das schon darauf war, als ich die Marke auf den Brief geklebt habe.

Der Gerichtsschreiber sah sie scharf an.

— Wie meinen Sie, Herr Paul, kann es nicht der große Schlankel hinter dem Gitter sein? Ist das ein Pinsel! Er wird wohl die Marke geschwärzt haben, während er von der Krämerin vis-à-vis träumte.

— Sie thäten besser daran, die Wahrheit zu sagen.

Erkehrte den Rücken und ging.

* * *

Wahrscheinlich hat Nanette im Laufe des Tages meinen Vater angesprochen, und mußte ihr Ansinnen mißglückt sein; denn am Abend traf sie meine Mutter weinend in der Küche an. Ich stand daneben. Nanette betheuerte hoch und heilig, daß sie die Post nicht betrogen hatte.

— Nein, Gnädige Frau, ich bin nicht schuldig, wiederholte sie ganz feierlich. Uebrigens hat mir ja der Peter die Marke gekauft.

— Hören Sie, Nanette, sprach meine Mutter in vollem Ernst, machen Sie aus einer augenblicklichen Unüberlegtheit nicht einen schweren Fehler. Sagen Sie die Wahrheit, dazu ist es noch Zeit; wenn eine Geldbuße zu bezahlen ist, seien Sie unbesorgt, ich nehme alles auf mich.

Bei diesen Worten fuhr Nanette schauerhaft zusammen. Sie blieb stumm. Bögerete Sie? Von diesem Augenblick hing ihr ganzes Leben ab.

— Die Wahrheit, Nanette!

— Ich hab' sie gesagt, Gnädige Frau. Dem Peter habe ich vier Sous gegeben, und er brachte mir die Marke.

Das mußte gleich aufgeklärt werden. Meine Mutter ging in den Hof. Peter war ein Tagelöhner, der von Zeit zu Zeit bei uns arbeitete. Er sägte gerade Holz vor dem Holzschuppen. Beim Nähern meiner Mutter nahm er seine Pfeife und seine Mütze respektvoll in die Hand.

— Sagt, Peter, habt Ihr gestern Abend der Nanette eine Briefmarke gekauft?

— Eine Briefmarke? . . . Davon weiß ich nichts, nein.

Hinter uns, am Fensterchen des Gemüsekellers erschien ein viereckiges Köpfchen, und eine kreischende Stimme rief:

— Habe ich Euch nicht vier Sous gegeben, damit Ihr mir eine Marke kaufen sollet?

Der Mann schaute uns alle drei verdugt an:

— Was sagt Ihr da? machte er ängstlich.

— Ja, ja, schrie Nanette weiter, ich habe sie Euch gegeben, und Ihr habt mir eine alte Marke gebracht und habt für mein Geld Tabak gekauft.

— Ich soll vier Sous gestohlen haben! knurrte Peter. . . Wenn nur tausend Teufel. . .

Er hatte allen Respekt verloren. Er sprang auf die Kellertüre los, die glücklicherweise geschlossen war. Einige Worte meiner Mutter beruhigten ihn ein wenig, aber nur sehr wenig. Er nahm seine Pfeife in den Mund, seine

Mütze auf den Kopf und verließ stumm das Haus, die Fäuste ballend.

Ob meine Mutter noch im Zweifel blieb, weiß ich nicht. Beim Nachtessen wollte sie zu verschiedenen Malen meinen Vater veranlassen von der nichtswürdigen Sache zu reden, die, wie es schien, bei der Straflammer bereits anhängig war. Mein Vater, der sonst munter war und gerne von Gerichtssachen sprach, wurde jetzt taubstumm. Weder Frau noch Kind konnte ihm ein Wort herauslocken.

Am andern Tag, als er vor der gewöhnlichen Stunde vom Landgericht zurückkam, erschreckte mich sein Anblick: aufgeregter Schritt, feuerroth, struppiger Backenbart. Vom Ende des Hausganges warf er meiner Mutter mit unkenntlicher Stimme entgegen:

— Nanette habe ich fortgesagt!

Ohne ein Wort weiter ging er auf sein Bureau und schlug die Thüre hinter sich zu.

Später erfuhren wir was vorgegangen war. Mein Vater hatte nicht Sitzung gehabt, er hatte aber der Verhandlung beigewohnt.

Nanette war auf dem Anklagebänkchen gesessen, stolz und steif.

Der Präsident hatte ihr sanft zugeredet: es handle sich bloß um eine Uebertretung, die nicht viel zu bedeuten habe; sie solle nur die Folgen der Aufrichtigkeit nicht fürchten.

Sie erklärte ganz trocken, daß sie unschuldig sei. Der Präsident, ein ällicher guter Mensch, that als hätte er sie nicht gehört: er berichtete, daß eine Untersuchung stattgefunden, nach der kein Zweifel möglich wäre; er betonte Nanettens guten Namen, ihre Ehrlichkeit; er fügte hinzu, daß das Gericht bei Zurechnung der Strafe, die auf eine Buße von zwanzig Sous herabgesetzt werden könnte, ihr aufrichtiges Geständniß berücksichtigen würde.

Nanette wollte aber nicht nachgeben. Mit Hartnäckigkeit hielt sie an ihrer dummen und gehässigen Erfindung fest. Am Ende trat sie in frecher Haltung mitten in den Gerichtssaal, erhob die Hand und beschwor ihre Unschuld.

Das war ein Skandal. Darüber entrüstet verweigerte ihr das Gericht milbernde Umstände. Nanette wurde zu fünfzig Francs Geldstrafe verurtheilt.

Ich und meine Schwester waren in einem

der oberen Zimmer, als Nanette kam, um ihre Kleider zu holen und das Haus zu verlassen. Wir durften nicht mit ihr sprechen. Wir standen betrübt am Fenster.

Nanette, mit ihrem Bündel in der Hand, schritt über den Hof wie eine beleidigte Königin. Wir liefen in ein anderes Zimmer und sahen, wie Nanette über den Platz vor unserm Hause marschirte, wie sie am andern Ende ihren Bündel auf eine Bank niederlegte und hinter einem Baumstamm auf unser Haus herüberschaute, das gute Haus, worin sie ihr ganzes Leben lang hätte bleiben wollen, das ihr jetzt aber auf immer verschlossen war. Sie betrachtete es lange Zeit, düster, scheu, verzweifelt.

Das war so ergreifend, daß Marcelline und ich einen Schrei ausstießen.

II.

Zwei oder drei Jahre lang sah man Nanette in Billedun nicht mehr. Sie war, glaube ich, in ihr Heimathsdorf zurückgekehrt.

Ich besuchte eine höhere Schule. Eines Tages spazierten wir unter Aufsicht eines hageren und magern Studienmeisters durch die Stadt. In der Spitalstraße erblickte ich Nanette, die einen schweren Korb am Arme trug. Ihr Auge traf das meinige, und, erbleichend, ließ sie fast die Last fallen. Sie schaute uns nach bis wir hinter der Straßenecke verschwunden waren.

Ich erfuhr später, daß sie bei einem kleinen Spezereihändler in der Vorstadt einen Dienst hatte. Manchmal traf sie mich oder meine Mutter und meine Schwester an. Jedemal suchte sie uns auszuweichen, und wenn es ihr nicht gelang, grüßte sie ganz kalt. Besonders ergriff mich ihr Anblick, wenn ich sie auf den Straßen und Plätzen sah, wo sie uns, mich und meine Schwester, an den Sonntagen spazieren geführt hatte. Sie wechselte ihren Dienst mehrmals, wobei sie stets eine Stufe weiter herunter kam, blieb aber immer reinlich und stolz.

Einmal, während der Osterferien, begegnete ich ihr auf der Insel, einem angenehmen und beliebten Spazierwege von Billedun, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, mit lieblichen Gärten und hübschen Häuschen besäet. Fröhlich rief ich ihr zu:

— Guten Tag, Nanette!

Wie versteinert blieb sie stehen. Ich ging auf sie los und schüttelte ihr freudig die Hand:

— Guten Tag, Nanette! guten Tag!

— Herr Henri, mein kleiner, lieber Herr Henri! erwiderte sie endlich, mit Thränen in den Augen. Sie küßte recht innig meine beiden Hände und ging sprachlos weiter.

Nanette muß wieder in unser Haus, dachte ich sofort bei mir selbst. Wir hatten gerade keine Magd, und da wollte ich meinen Willen durchsetzen. Mutter und Schwester fanden lächerlich, daß ich befehlen wollte; ich weinte vor Verdruß und erzählte ihnen dann was vorgefallen war. Dadurch gewann ich sie, und alle drei entschlossen wir uns, die Zustimmung des Vaters zu gewinnen. Im Augenblicke aber, da die Mutter mit Nanettens Namen herausrücken wollte, sprach ihn der Vater leider selbst aus.

Am selben Tage war Nanette in einer unbedeutenden Gerichtsache als Zeugin erschienen und hatte die Gelegenheit benützt, um von den Irrthümern des Gerichts zu reden. Die gerichtlichen Irrthümer! Kräftig betonte sie mehrmals dieses Wort: bittere und beleidigende Anspielung auf ihre frühere Verurtheilung.

Jetzt waren unsere Hoffnungen zu nichte geworden. Man dinge eine andere Magd, und lange war von Nanette keine Rede mehr.

Rede war von ihr ^{*}wieder ^{*}am Hochzeitstage meiner Schwester.

Nach der Feierlichkeit in der Dreifaltigkeitskirche folgte ich unsern Freunden nicht in die Sakristei, sondern ging langsam durch die Seitengänge und sah hinter einer Säule eine auf dem Boden kniende Frauensperson andächtig beten. Ich erkannte Nanette.

Ich sprach sie nicht an, suchte aber Auskunft über das arme Mädchen zu bekommen: sie hatte seit einiger Zeit keine Stelle mehr und arbeitete im Tagelohn. Wir wußten gleich, was wir thun wollten.

Die junge Braut hielt bei meinem Vater um Nanettens Gnade an. Ihr letzter Wunsch konnte nicht unerhört bleiben.

Einige Tage darauf besuchte unsere Mutter eine ihrer Freundinnen, bei welcher Nanette arbeitete. Jetzt glaubten wir unser Ziel erreicht zu haben. Aber leider! . . .

Die Mutter sah Nanette und sprach mit ihr.



Nanette, ihren Bündel in der Hand, schritt über den Platz.

Man rebete von frühern Zeiten, von Marcelline und von mir. Nanette war sehr gerührt, und die Mutter sagte ihr, daß ihrem Wiedertritt in unser Haus nichts im Wege stehe. Das Gesicht des armen Geschöpfes strahlte vor Freude; plötzlich aber trat etwas Schwarzes, Schlimmes in ihren Blick. Sie bemerkte, daß ohne Zweifel ihre Unschuld anerkannt worden war. Meine Mutter gab ihr zu verstehen, daß sie davon nie reden dürfe. Nanette regte sich auf und bedeutete, daß sie unter diesen Umständen keinen Dienst bei uns nehmen werde: ihr endloser Wortschwall machte sie wie wahnsinnig, sie schäumte vor Aufregung.

Jetzt war es geschehen, unwiderruflich. Jahre vergingen. Wir erfuhren, daß Nanette einen Maurer geheirathet hatte, einen schlechten Arbeiter, einen Lumpen, der sie mißhandelte, das Bettzeug und die Hemden verkaufte.

Wir stiegen, meine Mutter und ich, aus dem Zuge und trafen am Bahnhofe Nanette, die ein Billet nach Paris gelöst hatte und ihren Mann aufsuchen wollte; er hatte sie seit einigen Monaten verlassen.

Es ging ein schneidender Nordwind, der einem den Schnee in's Gesicht peitschte, und die Unglückliche hatte bloß ein zerficktes Baumwollkleid an. Meine Mutter sprach sie an und reichte ihr ein gehäkeltes Geldtäschchen, worin zwei Louisd'or waren:

— Für Ihre Reise, gute Nanette. Das Täschchen behalten Sie, es ist eine Arbeit von Marcelline. Die Kinder hatten Sie gar lieb! Stolz verweigerte sie das Geschenk:

— Ein Wort von Ihnen, gnädige Frau, thäte mir besser, als all' Ihr Geld!

— Was für ein Wort wäre das, Nanette?

— Sagen Sie, daß Sie mich nicht für schuldig halten.

Sie sah uns noch einen Augenblick an mit ihren hohlen Augen, aus denen der Wahnsinn sprach, grüßte dann trocken und ging.

III.

Fünfzehn Jahre später ging ich eines Tages mit einem befreundeten Arzt durch einen langen Krankensaal im Charité-Spital. Ich hörte meinen Namen nennen und sah, wie in einem Bette sich zwei Arme erhoben, und ich bemerkte

ein kleines gerunzeltes Gesicht, dessen Züge einige Erinnerungen in mir weckten.

— Herr Henri! rief abermals eine leuchtende Stimme.

— Großer Gott! Nanette! Was, Sie sind es!

Das arme Weib ergriff den Saum meines Kleides, küßte ihn und drückte mir fieberhaft die Hände:

— Gott ist gut! o ja, Gott ist gut! wiederholte sie, indem sie mich mit ihren flammenden Augen anstarrte. Wie lieb ich Euch alle hatte!

Und sie fragte mich aus über meine Eltern, über Marcelline und ihren Mann und ihre Kinder. Als sie endlich über alles unterrichtet war, holte sie einen langen Seufzer, hielt sich die Hände vor das Gesicht und blieb stumm.

Ich trat ein wenig zurück und frug meinen Freund, was sie für eine Krankheit hatte. Er suchte die Achseln:

— Sie ist eigentlich vor Elend krank und kann jede Minute den Geist aufgeben.

Nanette rief mich wieder zu sich. Ich betrachtete das kleine eingeschrumpfte und abgezehrte Gesicht, die hohlen Augen, die rothen Flecken auf den Backenknochen: gräßliches Bild eines geschminkten Todtenkopfes!

Sie sprach wieder von früheren Zeiten und erinnerte mich an eine Menge kleiner Dinge, die ich längst vergessen hatte.

— O wie glücklich bin ich bei Ihnen gewesen!

Ich tröstete sie und machte ihr Hoffnungen; ich versprach ihr, daß ich, wenn sie wieder gesund wäre, sie zu uns nach Hause holen würde.

Sie hörte beglückt zu, mehr auf meine Stimme, als auf meine Worte achtend.

Ein trockener Hustenanfall schüttelte sie. Der Blick des befreundeten Spitalarztes gab mir zu verstehen, daß die letzte Stunde nahe sei. Die Krise ging jedoch vorüber, die Todtenfarbe aber verbreitete sich auf ihrem Gesicht. Sie jog mich noch einmal an's Bett heran:

— Wenn Sie Ihren guten Eltern schreiben, sagen Sie ihnen, daß Sie mich gesehen haben . . . sagen Sie ihnen, daß . . . die Briefmarke . . .

Ihre zitternde Stimme wurde immer leiser.

— Sie sollen einer Unglücklichen verzeihen. Die Briefmarke . . . nun ja ich bin's gewesen!

Das war ihr letzter Athemzug. Der Kopf sank entseelt auf das Kissen zurück.

Albert Marie.